

 bookshouse

Stephanie Madea

Romantic Thrill

XXL-LESEPROBE

Moonbow
Hand in Hand



Stephanie Madea
Hand in Hand

Das Buch:

Anja befindet sich schon seit über einer Woche in Kanada und hat immer noch keine brauchbare Spur ihres Sohnes gefunden. Dem hilfsbereiten Mountie Sergeant Major Ed Raulson wollte sie vertrauen, doch auch er hintergeht sie, weil Höherrangige ihm verbieten, sie in Wichtiges einzuweihen, wie sie durch ein belauschtes Gespräch weiß.

Bloodhound ... Ein Bluthund, der Kinder jagt. Nicht ein Hund, sondern ein Mensch, der gern aufspürt, hetzt, foltert und mordet. Eiskalt berechnend. Nein, sie hat sich nicht verhöhrt. Dieser Jäger soll ihren Florian vor über einem Jahr entführt haben und ebenso wahrscheinlich View und Zac, von denen sie seit ihrem Anruf nichts mehr gehört hat. Sind die beiden schon wieder von diesem Bloodhound eingefangen worden?

Als Anja beim Joggen brutal überfallen wird, denkt sie an ihr Ende, aber als sie angekettet in einem Container erwacht, weiß sie, dass es noch viel schlimmer kommt, als sie befürchtet hat. Nicht nur ein Mann trachtet ihr nach dem Leben.

Die Autorin:



Stephanie Madea erblickte 1977 in Norddeutschland das Licht der Welt. Nach drei staatlichen Abschlüssen, mehrjähriger und vielfältiger Berufstätigkeit im In- und Ausland startete sie im kreativen Bereich ihre Selbstständigkeit und erfüllte sich damit ihren lang gehegten Traum. Seit 2007 lebt sie mit ihrem Siberian Husky und ihren vier Katzen in einem kleinen Bergdorf auf Zypern und arbeitet neben ihrem Hauptberuf als freie Schriftstellerin.

www.stephanie-madea.com

Teil 1 der Dilogie Moonbow: Auge um Auge, erschienen im Nov. 2013

Moonbow

Hand in Hand

Stephanie Madea

Roman





Kostenlose XXL-Leseprobe

Besonders langes Lesevergnügen zum Reinschnuppern:

Die bookhouse XXL-Leseproben umfassen

etwa 20 bis 25 % des Buchinhaltes.

Hand in Hand - Moonbow 2

Stephanie Madea

Copyright © 2014 at Bookhouse Ltd.,
Villa Niki, 8722 Pano Akourdaleia, Cyprus
Umschlaggestaltung: © at Bookhouse Ltd.

Coverfotos: www.shutterstock.com

Satz: at Bookhouse Ltd.

Druck und Bindung: CPI books

Printed in Germany

ISBN: 978-9963-52-295-8 (Paperback)

978-9963-52-298-9 (E-Book .mobi)

978-9963-52-296-5 (E-Book .pdf)

978-9963-52-297-2 (E-Book .epub)

978-9963-52-299-6 (E-Book .prc)

www.bookhouse.de

Urheberrechtlich geschütztes Material

*Gewidmet all jenen,
die für unsere Zukunft versuchen,
mit dem Herzen zu sehen.*

Mitten in Tag 10

»Augen

Wie schreckte hoch. Sie knallte mit der Stirn gegen etwas Hartes und sank aufstöhnend zurück. »Verdammter Mist!« Sie rieb sich die schmerzende Stelle und rutschte unter der Sitzbank hervor, bis sie halbwegs aufrecht in dem kleinen Motorboot saß. Ihr T-Shirt klebte am Rücken nass und kühl an ihrer Haut, während ihr Gesicht spannte. Sie blinzelte in die Helligkeit und wagte es, sich vorsichtig umzusehen.

Die Sonne stand schräg am Himmel, es musste früher Morgen sein. Ein lauer Wind wehte ihr um die Nase, obwohl sie sich auf dem offenen Meer befanden. Nach dem intensiven Blick in Stevens Augen war sie offensichtlich vor Erschöpfung eingenickt. Er saß seitlich zu ihr auf der Heckbank, hielt den Hebel zum Steuern des Ruders locker mit einer Hand und sah auf die Strecke, die sie zurückgelegt hatten. Sein beigefarbenes T-Shirt zeigte auf der Wirbelsäule und unter den Armen deutliche feuchte Flecken. View stutzte. Warum fuhren sie überhaupt? Konnte Steven sehen?

Er drehte sich langsam zu ihr um.

Views Impuls, die Augen zu schließen, erlosch, als sie seinen ernsten Gesichtsausdruck sah, zu dem der eine leicht hochgezogene Mundwinkel einfach nicht passen wollte. War das ein halbes Schmunzeln? Eine unsichere Entschuldigung?

Wie konnte er ...? Wieso ...? Er fixierte sie, sah sie tatsächlich an. Seine blauen Iris leuchteten.

View sog tief Luft ein und hielt sie an. Sie blinzelte. Träumte sie?

Stevens Mundwinkel zuckten. »Tut mir leid«, sagte er, »aber ich wusste eben, dass ich recht habe.«

View stieß den Atem aus. Die Frage, wie das sein konnte, stellte sich ihr nicht einmal wirklich. Überflüssig. Es lag offenkundig auf der Hand.

Alles Lüge!

Sie hatte Steven nicht erblinden lassen, obwohl sie so lange wie nie zuvor in die Augen eines anderen geblickt und in seine Gedankenwelt eingetaucht war, seine intimsten Seiten erforscht hatte. Hitze wallte in ihr auf. Sie öffnete den Mund, schloss ihn aber wieder. Gab es Worte für all das?

»Schon gut, View. Ich weiß, wer ich bin und was mich ausmacht, was du gesehen hast. Mach dir keine Gedanken um mich, sondern um dich. Du hast niemals etwas Böses mit deiner Gabe angerichtet und wenn doch, war es nicht deine Entscheidung, sondern man hat dich dazu gebracht. Vielleicht fällt es dir nun leichter, zu dir zurückzufinden. Ich hoffe es.«

View nickte nur. Sie fühlte sich seltsam. Irgendwie blieb der Schock über die Erkenntnis aus, als wenn sie nie wirklich daran geglaubt hätte, dass sie jemanden erblinden lassen konnte. Auch wenn ihr Star Mr. Night und der Bettler William und die anderen ... Genau genommen hatte sie die anderen Probanden alle nicht gesehen. Von Mr. Night's Erblindung, mit der alles begonnen hatte, hatte man ihr nur berichtet. View hatte nie wahrhaftig gesehen, dass er sein Augenlicht verloren hatte. Wie auch? Sie war sofort weggesperrt worden, um nicht noch mehr Schaden anzurichten. Sie hatte es nur vermutet, anhand der Aussagen anderer, und die Schuld tief in sich gefühlt.

Aber was war mit William? Hatte er ihr im Labor lediglich vorgespielt, nicht mehr sehen zu können? Sein grässlicher Schrei wie der einer gequälten Katze gellte ihr immer noch in den Ohren. Sie hatte seine Panik gesehen und

war ihm später auf dem Parkplatz vor dem Museum und Starbucks begegnet, wo er blind umhergeschlurft war.

»View?« Steven reichte ihr eine Wasserflasche.

»Danke.« Gierig trank sie den halben Inhalt leer und gab sie ihm zurück. Sie blickte unsicher auf. Seine blauen Augen musterten sie voller Traurigkeit, Besorgnis, aber auch mit Bewunderung. Sie verlor sich nicht in seinem Blick, sie sah ihn einfach nur an. Erleichterung dämpfte ihre Furcht. Konnte sie womöglich wie ein ganz normaler Mensch leben und ein ganz normales Leben führen?

Der wundervolle Moment verging viel zu schnell. Sie hätte ihm ewig ins Gesicht sehen, seine aussagestarke Mimik und seinen Wimpernschlag beobachten können. Würde sich das jemals wieder ändern? Wenn sie sehen durfte, ihr Augenlicht wiederhatte, obwohl sie es niemals verloren, andere es ihr genommen hatten, würde dann jeder Blick immer etwas Besonderes bleiben?

»So«, Steven atmete tief ein, kontrollierte, ob sie sich auf Kurs befanden, und blickte sie erneut an, »und nun, wo, wir die Hürde des Misstrauens übersprungen haben, sag mir endlich, wo Zac ist.«

O nein, wollte sie schreien, aber sie brachte es nicht übers Herz, Steven weiterhin zu belügen und ihn hinzuhalten. Sie benötigte einige Anläufe, um ihm zu berichten, dass Zac doch mit ins Motorboot gestiegen und auf dem Weg zu ihm von Bord gefallen war. »Ich habe gesucht und nach ihm getaucht, gerufen, gefleht und gebetet, doch er war längst untergegangen.« Sie schniefte. »Es tut mir unendlich leid. Ich konnte ihn nicht mehr finden«, entschuldigte sich View nach einer Weile des Schweigens. Seit dem ersten Wort liefen ihr ununterbrochen die Tränen. Unmöglich, sie zu stoppen. Warum auch? Es war unendlich traurig, tragisch. Ausgeschlossen, nicht zu weinen und zu trauern.

»View?«

»Hm?«

»Wie lange wart ihr unterwegs?«

»Ich ... ähm. Was?«

»Der Ausbruch aus dem Labor, durch den Wald, das Hotel bis zum Hafen. Wie lange?«

»Ich verstehe nicht.« View sah auf. Vor Scham, dass sie Zac nicht hatte retten können, hatte sie die ganze Zeit den Blick gesenkt gehalten, eine kleine Pfütze aus Meerwasser auf dem Glasfaserrumpf des Bootes fixiert. Steven wirkte nicht, als hätte sie ihm den Boden unter den Füßen weggerissen. Sie hatte zwar anfangs seinen Schock verspürt, aber dann vermutet, dass er als Mann seine Gefühle tief vor ihr verbarg. Seine Stirn lag in Falten. Er dachte angestrengt nach oder er glaubte ihr mal wieder nicht. Wahrscheinlich beides. Wie konnte er über den Tod seines Sohnes hinweggehen? »Was habe ich nun schon wieder Dämliches gemacht oder gesagt? Verdammt!«

Steven schüttelte den Kopf, sah sie nur fragend an.

»Himmel, ich sage dir, dein Sohn ist tot, und du, du ... Ach verdammt, es waren ungefähr sieben Tage. Ändert es was?«

»Du hast ihn niemals berührt?«

»Nein, habe ich nicht.« Was zum ...?

»Du hast nur mit ihm gesprochen.«

»Ja!«

»Hat er sich am Ende eurer Reise verändert oder anders verhalten?«

View atmete tief aus. »Ja, irgendwie schon.«

»Was war anders?«

»Er wirkte sehr unkonzentriert, beinahe, als wäre er ab und zu weggetreten. Er hatte viel zu wenig gegessen, geschlafen und getrunken. Es war extrem anstrengend auf der Flucht. Er hat ständig auf mich aufgepasst und musste mir den Weg beschreiben.«

»Du hast nicht gehört, wie er ins Wasser fiel.«

Das war eindeutig keine Frage. »Nein, er war einfach ...«
»Weg. Verschwunden«, sagte Steven aufgeregt. Seine Stimme kratzte über die Silben. »Was sagte Zac als Allerletztes zu dir? Was?«

»O Gott, das weiß ich doch jetzt nicht mehr. Ich bin im Wasser nach dem Unwetter fast gestorben, ich habe keine Ahnung, ich habe ihn stundenlang verzweifelt im schwarzen Ozean gesucht. Er ist tot.« View schluchzte auf, sah aber Stevens nach wie vor entschlossenen Gesichtsausdruck. Er würde die Frage unablässig wiederholen, wenn sie sich nicht wirklich um eine Antwort bemühte. Sie schürzte die Lippen und versetzte sich an den schlimmen Tag zurück, als sie Zac für immer verloren hatte. Es gelang ihr überraschenderweise sogar, als hätte sich dieser Moment wie ein gespeicherter Film eingepägt.

»Zac?«

»Ja?«

»Ich hab dich was gefragt. Was ist los?«

»Nichts, verdammt!«

»Warum benimmst du dich dann so seltsam? Bitte, erzähl doch endlich!«

Er seufzte schwer. Stille ... »Damm!«

»Bitte?«

»Sie ... sie haben mich durchschaut ...«

»Ich hole uns etwas Wasser.«

»Warte, View! Ich muss dir erst alles erzählen.«

»Gleich, erst trinkst du was.«

»Steven, du musst ... zur Insel.«

»Ja, Moment!«

»View ...« *Eher ein Rauschen des Windes als ein gesprochenes Wort.*

View öffnete die Augen. Sie hatte nicht bemerkt, dass sie sie geschlossen hatte.

Steven liefen nun doch die Tränen über die unrasierten Wangen. »Er hat dich zu mir gebracht.«

View nickte. »Ja, fast.«

Er schüttelte energisch den Kopf. »Nein, du verstehst nicht. Zac hat deinen Körper gebraucht, um auszurechnen und um mir zu erzählen, was passiert ist, wo er sich befindet und wie ich ihn retten kann. Er lebt!« Steven sprang auf und brachte das Boot beinahe zum Kentern. Ty krächzte heiser. View blieb beinahe das Herz stehen, als Steven sie hochhob und stürmisch umarmte. »Er lebt. Mein Sohn lebt! View, Ty! Mein Zachary lebt!«

View wollte sich mit Steven freuen, aber eigentlich hielt sie ihn gerade für völlig durchgeknallt und verstand überhaupt nichts. Alles, was er sagte, ergab keinerlei Sinn.

Erst nach einer Weile beruhigte sich Steven. Er wischte sich über das Gesicht und strahlte. »Ich erkläre es dir in Ruhe.«

»Ich bin gespannt.«

»Zac verschwand vor zwei Jahren, als er neunzehn Jahre alt war. Er hat anscheinend nicht nur die Gabe seiner Mutter Layla, sondern auch die weitaus extremere Form seiner Großmutter Loretta übertragen bekommen. Als Taktiler ist es ihm nicht nur möglich, endlos viel durch passive Wahrnehmung zu fühlen, sondern auch durch seine Tiefensensibilität in andere Menschen einzudringen. Ähnlich wie du es kannst, View. Dein Medium sind die Augen. Zacs ist der Körper, die Haut. Es hört sich wie Science-Fiction oder Zauberei an, aber wer sollte mir glauben, wenn nicht du?«

View nickte wieder, obwohl sie nicht ganz erfassen konnte, was sie erzählt bekam. Zac sollte nicht da gewesen sein? Sie war die gesamte Zeit über völlig allein unterwegs? Zac hatte sie nicht begleitet? Das konnte nicht sein. Wie war das möglich? Er war doch bei ihr gewesen.

Oder etwa nicht?

»Du hast seine Stimme gehört, aber ihn nie gesehen. Niemals gespürt. Er hat dich begleitet, aber nicht mit

seinem Körper. Er befand sich bei dir, in deiner Aura. Ist dir das nie aufgefallen?»

»Nein«, flüsterte sie, auch wenn sich leichte Zweifel einschlichen. »Ab und zu vielleicht habe ich mich gewundert, doch damit konnte ich ja nicht rechnen. Wenn du jemanden hörst und er sieht, wo du bist, er dir die Umgebung genau beschreibt, dann ist er auch da.« Ihr schwirrte der Kopf. »Es haben uns schon einige angesprochen, aber das hätte Einzahl und Mehrzahl sein können. Ich dachte einfach an Zufall oder an Unhöflichkeit.« Jetzt fielen ihr noch mehr Gegebenheiten ein. »Zac hat sich stets verdrückt, wenn es um Gespräche mit anderen ging. Er sagte oft nichts, unterstützte mich selten. Er log mich sogar an, weil ich natürlich bemerkt habe, dass er keine Geräusche verursacht. Er versicherte mir, das wäre seine Gabe. Und er hat sich herausgeredet, wenn er mir weder eine Tür aufmachte noch aufhalf noch das Boot selbst steuerte. Es ginge alles angeblich nicht.« Himmel! War es wirklich so offensichtlich gewesen? Hatte sie sich so sehr in die Irre führen lassen?

»Es ist auch ein neuer Gedanke für mich, View. Wie bei Zac gibt es wohl auch bei dir alle sieben Jahre einen Schub. Er muss diese Besonderheit mit einundzwanzig entwickelt haben. Von Layla weiß ich, dass ihre Mutter Loretta, sobald sie einschlief, den besetzten Körper automatisch wieder verließ. Zac könnte entweder das Gespräch damals mitbekommen haben oder er hat im Labor irgendwie von seinen neuen Fähigkeiten erfahren. Wie auch immer. Er muss sich vorgenommen haben, auf diese Weise aus dem Labor zu fliehen. Er wollte Hilfe holen. Bestimmt hatte er gehofft, in einem Mitarbeiter zu landen. Mit dir als Mitgefangene an diesem fürchterlichen Ort hat er wohl nicht gerechnet. Aber er musste den Moment nutzen. Es war wohl seine einzige Chance.«

»Und das hat er. Er hat mich förmlich an der Nase herumgeführt, aus dem Labor und weiter und immer weiter.«

»Bis zu mir.«

»Ja.«

Steven räusperte sich. »Wohl zu der einzigen Person, die Zac kannte, die ihm, also dir, diese für jeden anderen vollkommen unglaubliche Geschichte schnell genug geglaubt hätte.«

»Weshalb der Zeitdruck?«

»Weil er in seinen Körper zurückgleitet, wenn er einschläft.«

View benötigte eine Weile, um all das zu verdauen. Zac lebte und hatte sie nicht begleitet. Es klang zu verrückt, um wahr zu sein, doch sie war der lebende Beweis, dass diese übernatürlichen Fähigkeiten existierten. Es gab in diesem Fall keinen Zweifel. Zac war, was sie war. Wie er es bei den Pferden am Hotel treffend gesagt hatte. Würde sie an ihm zweifeln, so auch an ihrem Dasein. Und wer stellte schon seine eigene Existenz infrage? »Deshalb hat sich Zac auch dermaßen gefreut, als er bemerkte, dass wir in Vancouver sind. Er wusste bis dahin nicht, dass er sich immer noch in Kanada befand, und hatte befürchtet, vielleicht weit weg von dir am anderen Ende der Welt zu sein.«

»Dann wäre es fast unmöglich gewesen, mich innerhalb von nur wenigen Tagen zu finden.«

»Es waren sieben Tage.« Sie stutzte. »Sieben Tage? Er hat sich sieben Nächte und Tage wachgehalten? Das ist ...«

»Unglaublich, nicht wahr?«, flüsterte Steven. Sie hörte ihm seinen Stolz, aber auch seine Angst um seinen Sohn an.

»O Gott!«

»Was?«, brummte Steven, dem anzumerken war, dass er jetzt keinerlei Schreckensnachrichten mehr hören wollte.

»Zac! Er ist nun wieder im Labor. Sie wissen vermutlich, was er durch seine Gabe kann. Dann wissen sie auch, dass er mit mir unterwegs war, dass er es mir ermöglicht hat, zu fliehen.« Ihre Stimme brach. Der Schock fraß sich wie ein Geschwür durch ihre Eingeweide. »Sie werden

ihm wehtun.« Und das, wo er so empfindlich war, wo ein Schlag ihn vielleicht töten konnte. Ein Schluchzer befreite sich ungewollt, dann konnte sie nicht mehr an sich halten. Er litt Höllenqualen. Sie wusste es, spürte es beinahe. Zac hatte sein Leben riskiert, hatte versucht, sie zu seinem Vater zu bringen und dabei in Kauf genommen, dass sie ihn so oder so wieder in die Hände bekommen würden. Dass Max dann wusste, dass er Schuld an allem trug. »O mein Gott«, würgte sie hervor, als ihr die Bedeutung von Zacs Selbstlosigkeit klar wurde. Er hatte sich von Anfang an für sie und für alle Gefangenen im Labor geopfert. Und wenn Steven mit seinen Vermutungen recht behielt, hatte Zac dies auch zum Wohle der Menschheit getan.

Energisch wischte sie sich die Tränen aus dem Gesicht. »Wir müssen ihm helfen«, wisperte sie und sah Steven eindringlich an. »Wir müssen ihn dort herausholen. So schnell wie möglich!«

»Wir sind schon auf dem Weg.«



Die lange Klinge glitt durch den Stoff, Fleisch und Sehnen. Noch einmal griff Bloodhound mit der anderen Hand nach und zog das Messer mit Kraft über ... Etwas stimmte nicht. Jede Faser seines Körpers stellte sich auf. Er stach die Klinge in die Mitte von Stevens Rumpf. Keine Geräusche außer dem Ratschen der Baumwolle. An einer anderen Stelle traf die Spitze auf etwas Hartes. Mit einem Ruck riss er die Decke weg.

»Verdammter Mistkerl!«

Warme Steine unter Schichten von Stoffen. Wahrscheinlich aus einem Lagerfeuer. Er wandte sich um und ging zügig in der Düsternis in die Richtung, in der die kleinere Gestalt geschlafen hatte.

Weg. Natürlich.

Er lief geduckt zu seinem Rucksack zurück, setzte das Nachtsichtgerät auf und spurtete durch den Wald. Als sich die dichten Baumkronen am Rande der Insel lichteten, nahte bereits die Dämmerung. Er nahm das Gerät ab, verstaute es und machte sich auf den Weg zu seinem versteckt liegenden Boot.

Es war ihm zumindest ein kleiner Trost, dass er sich in Steven Veil trotz der inzwischen vergangenen Jahre nicht getäuscht hatte. Der Kerl besaß einen wachen Verstand und eine gute Ausbildung im Überlebenstraining. Zudem ein äußerst bemerkenswertes handwerkliches Geschick. Es lag auf der Hand, Fallen aufzustellen, und sich damit hier draußen vor unliebsamen Besuchern zu schützen. Es war offensichtlich, warum er fortwährend hier lebte. Er wartete auf das Unvorstellbare – auf die Rückkehr seiner Frau und seines Sohnes.

Steven Veil war neben Eleonore Mariani eine Herausforderung an sein Können gewesen, als er Steven den Sohn und Eleonore die Enkelin nahm. Die Hartnäckigkeit von Eleonore hatte er mit ihrem Tod erstickt oder eher ersticken müssen. Hätte sie sich wie alle anderen verhalten und sich in ihrer Trauer zurückgezogen, hätte sie nun mit ihrem alten Bullen einen fast glücklichen Lebensabend verbringen können. So blieb nur noch Steven, den es plötzlich wieder in sein altes Leben zurückdrängte. Reichte es ihm denn nicht, nach seiner Frau auch noch seinen Sohn verloren zu haben? Musste er nun auch noch sein Leben riskieren, indem er View zur Seite stand?

Nun, er kannte die Fähigkeiten von Max' Kindern ja annähernd. Selbst Veil konnte Views besonderem Charme wohl nicht widerstehen und war nun mit ihr auf der Flucht. Steven musste ihn bereits erwartet haben und hatte ihn mit den Steinen abgelenkt. So hatten sie die nötige Zeit für ihre Flucht gehabt. Sehr clever!

Bloodhound sprang auf das Boot, verband die modernste Technik eines Ortungssystems mit seinem Laptop und klappte ihn auf. Nun denn, dann musste er nur noch warten, bis ein Punkt auf dem Wasser erschien. Dies war schließlich eine Insel und eine ziemlich abgelegene noch dazu. Es würden keine zufällig in der Gegend herum-schippenden Touristen mehr dazwischenkommen.

Keine Minute später blinkte ein Punkt auf der gegenüberliegenden Seite des Eilands auf. Der Punkt entfernte sich mit sichtlichem Tempo aufs offene Meer hinaus. Bloodhound wollte gerade starten und die Verfolgung aufnehmen, da verharrte der rote Punkt. Was trieben die beiden in dem kleinen Boot? Vielleicht sollte er sie erst einmal weiter beobachten, bevor er zuschlug. Sein Instinkt sagte ihm, dass etwas Lohnenswertes vonstattenging. Er liebte kaum etwas mehr als die Jagd nach einem ernst zu nehmenden Gegner.



Zac war der Mount Everest vom Herzen gefallen, als ihm klar geworden war, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Der wissenschaftliche Assistent Ben hegte gute Absichten. Es war keine Falle von Max Mayderman gewesen, sondern Bens freie Entscheidung, den Machenschaften im geheimen Labor ein Ende zu setzen und Max Mayderman das Handwerk zu legen. Warum Ben in seinen Raum gekommen war, um ihn zu berühren und springen zu lassen, wusste er hingegen nicht. Er vermutete nur, dass Ben das Drama um Views Flucht irgendwie mitbekommen hatte und ebenso Zacs Rolle dabei. Woher sonst sollte der Kumpel von Räusper-Rudolf von ihm wissen? Die beiden hatten bisher nur in Views Abteilung für das Sehen gearbeitet und die fünf Sinne lebten streng separiert. Nur die Untersuchungsräume wurden von allen

genutzt. Jeder Sinn hatte einen festen Untersuchungstag. So begegnete niemand dem anderen, wenn alles normal ablief. Zum Glück war vor zehn Tagen nicht alles nach Plan verlaufen, sonst hätte View ihn nicht auf der Trage berührt und er hätte sie wohl niemals kennengelernt.

Er vermisste sie unsäglich, obwohl er versuchte, seine Gefühle für sie zu unterdrücken. Er hatte von Anfang an gewusst, dass er sie nach dieser Woche niemals wiedersehen würde. Auch der erneute Ausbruch mit Bens Hilfe änderte daran leider überhaupt nichts.

Zac hatte sich bisher völlig still verhalten. Ben sollte den ersten Schritt tun und seine Absichten offenlegen. Hatte Zac sich einmal zu erkennen gegeben, war es zu spät für eine Umkehr. Deshalb ließ er sich Zeit, obwohl er schon bald an seine Grenze stoßen würde. Er war zu schwach, um erneut einige Tage wach zu bleiben.

Ben war auf demselben Weg aus dem Labortrakt gelangt wie er mit View, durch die unterirdische Garage, deren Ausgangstür Räuser-Rudolf immer zum heimlichen Qualmen benutzte, weil es sonst überall Rauchmelder gab. Ben war in einen älteren Jeep gestiegen und hatte umgehend und unbehelligt das Gelände verlassen. Seitdem fuhr er in einem halsbrecherischen Tempo durch dichte Wälder bergab. Das Klingeln seines Handys ignorierte Ben hartnäckig. Es nervte auch nur in den frühen Morgenstunden, dann schwieg es eisern. Für Zac ein eindeutiges Zeichen. Sie wussten nun, dass Ben getürmt war und nicht nur verschlafen hatte.

Sein im Labor fixierter Körper wurde dennoch nicht in Schlaf versetzt. Es wunderte und erleichterte ihn zutiefst. Gleichzeitig beunruhigte ihn Max' Untätigkeit. Hatte denn niemand Bens Besuch bei ihm im Zimmer mitbekommen? Zählte niemand eins und eins zusammen? Max musste das doch durchschauen. Nun ja, es lag nicht wirklich auf der Hand, was Ben mit ihm vorhatte. Er zumindest hatte keine

Idee. Ben hätte genauso gut allein abhauen können, und wäre jetzt genauso weit wie ohne ihn. Vielleicht reizte es Max, es ebenso zu erfahren. Vielleicht hatte Mayderman auch wie so oft noch einen Trumpf im Ärmel.

Zac konnte nur hoffen, dass Ben jemanden außerhalb kannte, der ihnen die haarsträubende Geschichte rasch genug abnahm und ihnen helfen würde, bevor man Ben und danach ihn erledigte.

Ben sprach ihn an, forderte ihn auf, sich zu erkennen zu geben. Doch Zac schwieg beharrlich. Ben sollte erst von sich aus preisgeben, was er vorhatte. Ob er so lange durchhalten würde, wusste er allerdings nicht. Er fühlte sich zu geschwächt, sein Körper kämpfte bereits mit der bleiernen Müdigkeit. Beim ersten Ausbruch war er körperlich in einem ausgezeichneten Zustand gewesen, war ausgeruht, durchtrainiert und hatte sich lange darauf vorbereiten können. Jetzt sah das Ganze bedeutend anders aus.

Ben fuhr von der Hauptstraße ab in einen schmalen Seitenweg und schaltete den Motor aus. Er streckte sich und schloss die Augen. Es war seltsam, wie genau Zac die Bewegungen von Bens Körper spürte. Es war, als stände er neben ihm als unsichtbarer Geist, denn er sah Bens hochgewachsene Gestalt vor sich. Ebenso, wie es bei View gewesen war. Gleichzeitig gehörte ein Teil seines Selbst auch Ben. Er konnte seine Gedanken nicht lesen, aber teilweise fühlen, wie es ihm ging.

Ob er Ben auch beeinflussen konnte?

»So, Touch, wir fahren gleich auf eine große Kreuzung zu. In die eine Richtung geht's an die kanadische Küste, in die andere ins Inland. Aus den hohen Bergzügen sind wir raus, aber ich weiß nicht, wie lange die Leute von Max benötigen, um uns aufzuspüren. Gehen wir mal davon aus, dass wir hier nicht mehr als ein paar Minuten verplempern sollten. Wenn sie hier auftauchen, sind wir beide erledigt. Das ist dir doch klar. Also, sprichst du jetzt mit mir? Ich weiß ja nicht,

wohin du unbedingt wolltest, als du dich Views bemächtigt hast. Ich weiß aber, dass du es getan hast. View hat dir bestimmt von mir erzählt. Ich bin kein schlechter Mensch, sondern aus der Not heraus im Labor gelandet. Meine Schwester war sehr krank und ich bekam die Möglichkeit, im Labor an einem Projekt teilzunehmen, so sagte man mir damals. Ich dachte natürlich an eine bedeutende und nützliche Forschungseinrichtung, die zudem sehr gut bezahlte. Ich konnte mit dem Gehalt einen großen Kredit aufnehmen, um die Arztrechnungen und Medikamente zu bezahlen. Meine Schwester ist nun Gott sei Dank wieder gesund. Ich weiß auch, dass es nicht fair ist, jetzt das Labor zu verlassen, weil nur dank der Forschungsarbeit dort meine Schwester überlebte, aber ich fühle mich nicht schuldig, denn es ist nicht rechtens, was im Labor passiert.« Er holte tief Luft. Offensichtlich fiel es ihm schwer, darüber zu reden. »Zu meiner Verteidigung noch eines. Es wird einem vieles nicht sofort klar, wenn man an einem isolierten Projekt arbeitet, vielleicht nur in seinem Kämmerchen Laborproben testet. Unter dem Deckmantel der angeblichen Sicherheit wird alles streng kontrolliert und alle Bereiche sind getrennt. Inzwischen habe ich über die Jahre jedoch zu viel anderes mitbekommen. View braucht meine Hilfe, und ich denke, du auch. Also, bitte hilf mir, sie zu finden.«

Zac durchfuhr ein eifersüchtiger Stich. Völlig unangebracht, schalt er sich, doch er betrachtete Ben einige Sekunden lang mit anderen Augen. Sein Konkurrent sah nicht übel aus. Groß, nicht kräftig, aber wohlproportioniert, mit leichtem Übergewicht. Dunkler Teint. An die dreißig, also auf jeden Fall viel zu alt für View. Zac rief sich zur Raison. Er durfte sich jetzt nicht von solchen Gefühlen beeinflussen lassen. Es ging einzig und allein um Views Leben.

»Nun gut«, sagte Zac leise, sah und spürte, wie Ben zusammenzuckte, »da bin ich. Mein Name ist Zac, nicht Touch. Dann lass uns mal View retten, Ben. Gib Gas.«

»Mannomann«, murmelte Ben und fuhr sich durchs kurze Haar. »Schlimmer als jeder Albtraum und trotzdem geiler als alles, was ich bisher erlebt habe. Zac also, hm?« Ben drehte den Zündschlüssel und sie holperten auf die Straße zurück.

»Ja.« Zac fühlte sich ebenso wie Ben leicht verwirrt und doch ergriffen von diesem Moment. Gab es das? Eine zweite Chance tat sich unverhofft auf, View doch noch beizustehen und Dad alles zu erklären, dem Ganzen ein Ende zu setzen. Er hatte wahrlich nicht mehr daran geglaubt. Und nun hatte er noch dazu einen Insider als Verbündeten. Vielleicht sollten sie gleich zur Polizei? Nein. Erst mussten sie versuchen, View zu retten. Hoffentlich dümpelte sie nicht noch in dem Boot auf dem Meer herum, halb verhungert und verdurstet. Oder war längst untergegangen ...

»Rechts oder links?«

»Links, nach Vancouver, direkt zum Hafen. Und das so schnell wie möglich. Zeig mal, was die alte Rostlaube hergibt, denn ich weiß weder wie lang View noch überleben kann noch wie lange ich wach bleibe. Wenn ich einschlafe, bin ich nicht mehr bei dir.«

»Untersteh dich, einzuschlafen«, knurrte Ben und setzte zu einem riskanten Überholmanöver an. Der Motor röherte.

»Bring dich nicht um«, meinte Zac ruhig.

»Meinst du nicht, dass ich das bereits getan habe?«

Zac schluckte. »Doch, wahrscheinlich. Ich denke, mir wird es auch nicht besser ergehen, aber zu zweit haben wir eine größere Chance. Erzähl mir, was du über Moonbow weißt.«

»Moonbow?«

Tag 11

sehen

Wiew erwachte von dem lieblichen Zwitschern eines Vogels. Äußerst langsam öffnete sie die Augen und reines Glücksgefühl durchströmte sie. Sie streckte ihre steifen Glieder, spürte Muskelkater an möglichen und unmöglichen Stellen ihres Körpers, spürte die entzündeten Kratzer an den Beinen, Schrammen und blaue Flecke, doch nichts konnte diese Erleichterung und das wohlig warme Gefühl mindern.

Zac lebte. Der Mann, für den sie so viel empfand, dem sie trotz aller Umstände vertraute, lebte. Vor Freude, ihm vielleicht doch noch einmal zu begegnen und ihn dann wahrhaftig sehen zu können, flatterten ihr unzählige Schmetterlinge im Bauch herum. Ein unbekanntes und irgendwie albernes Gefühl und doch unendlich überwältigend.

Und auch Steven lebte. Er hatte sie gestern noch bis zu dem alten Bauernhaus gebracht, in dem Zac bis zu seinem siebten Lebensjahr aufgewachsen war. An das letzte Stück des Weges konnte sie sich nicht erinnern, auch nicht daran, wie Steven sie in dieses Bett gebracht hatte. Die Laken waren abgenutzt und weich, rochen frisch und doch auch, als hätten sie lange in einer Schublade gelegen. Bestimmt hatte schon viele Jahre keiner mehr in diesem Raum übernachtet, doch weder die Spinnweben an der Decke noch die unsichtbaren Bewohner unter dem Bett störten sie. Derart tief und fest wie diese Nacht hatte sie ewig nicht mehr geschlafen.

Und – sie konnte und durfte sehen.

Jedenfalls glaubte sie das. Zweifel blieben. Wegen Mr. Night und William. Sie würde vorerst niemandem direkt in die Augen blicken.

Dennoch, sie durfte wieder sehen, auch wenn sie vorsichtig vorgehen würde. Was für ein herrlicher Tagesbeginn. View blinzelte nicht, sie sah einfach an die dicken dunklen Holzbalken, die ein schräges hellbraunes Holzdach trugen. Der Duft von Gras wehte von warmem Wind getragen durch fast geschlossene Fensterläden. Der Vogel sang sein Lied, ein anderer antwortete ihm.

Frieden.

Beinahe, zumindest.

View schlug die dünne Decke zurück und schwang die Beine aus dem hohen Holzrahmenbett. Vermutlich war dies ein Gästezimmer. Auf dem Nachttisch stand eine Flasche Wasser. View zog sich die Turnschuhe an, öffnete die morschen Rollläden und trank ausgiebig, während sie den Anblick eines herrlichen, noch in der Ferne erwachenden Morgens über einen wild zugewachsenen Vorhof und die dahinterliegenden endlosen Felder auf sich wirken ließ. Es war beinahe noch dunkel, aber ein zarter blauer Schimmer ließ den Wechsel von Nacht zum Tag erahnen.

Sie suchte das Badezimmer auf, duschte rasch, aber gründlich mit fast kaltem Wasser und zog saubere Kleidung an, die Steven bereitgelegt hatte. Was für eine Wohltat. Jeans, T-Shirt, Socken. Praktisch, unauffällig, bequem. Ob sie von Layla waren oder von der neuen Besitzerin des Hofes, die Steven erwähnt hatte, wusste sie nicht.

In der geräumigen Holzküche mit einem alten schmiedeeisernen Ofen fand sie niemanden. Sie folgte weiter ihrem Instinkt durch das geräumige Bauernhaus, bis in einen verwaisten Stall. Rechts und links reihten sich einige Boxen aneinander, der schwere Geruch von Kühen und Heu hing noch in der Luft, obwohl hier wohl seit Jahren nur noch Staub und Spinnen hausten. Eine ausgezogene

Leiter führte inmitten der Diele schräg nach oben bis zu einer Luke in der hohen Decke. Die Stufen waren glücklicherweise aus Metall und nicht aus Holz, das wohl bereits morsch gewesen wäre. Was wollte Steven auf dem Dachboden? Oder stöberte hier jemand anderes herum? Der Mann der Besitzerin oder sie selbst? Ein Einbrecher? Womöglich sogar Verfolger?

Nach einigen erklimmen Stufen hielt sie inne und horchte. Sie hörte ein harmonisches Brummeln. Steven, er sang leise vor sich hin. View erkannte die Melodie sofort. Zacs Lied. Weshalb summt Steven es gerade jetzt? Warum an diesem Ort? Trauerte er? Oder war er glücklich? Sollte sie sich zurückziehen? Vorsichtig stieg sie bis nach oben zum Rand, verschaffte sich kurz einen Überblick und schob sich auf den staubbedeckten Holzfußboden. Stickige Luft empfing sie, durchzogen von matten Lichtstreifen, die durch die Löcher im spitzen Dach fielen. Staubpartikel schwebten umher, füllten den länglichen Raum, in dem ansonsten nur noch spärliche Reste von Heu herumlagen. Der Heuschober wurde offensichtlich schon lange nicht mehr genutzt. Eine dumpfe Glühbirne erhellte einen Teil der Kammer. Steven kniete am Ende unterhalb der Dachschräge, die fast bis zum Boden reichte, und drehte sich zu ihr um.

»View, von den Toten auferstanden. Wie schön.«

Das klang nicht nach Trauer, eher freudig, ernst und besorgt zugleich, aber nicht traurig. Vielleicht die normale Stimmlage eines liebenden Vaters.

»Danke, ja. Ich habe wie ein Stein geschlafen. Wann waren wir denn hier?«

»Früher Nachmittag.«

»Ich hatte wohl einiges an Schlaf nachzuholen.«

»Verständlich nach der Tortur. Du bist aber erst zusammengeklappt, als ich dir sagte, dass dort hinten mein alter Bauernhof in Sicht ist.«

»Oh.«

»Keine Sorge, ich hab dich rechtzeitig aufgefangen und reingetragen.«

View erwiderte sein Grinsen. »Danke. Die Sachen passen übrigens super, danke auch dafür. Was machst du hier oben?«

Steven klopfte auf ein paar Holzbretter vor sich. »Das Lied, das du gesummt hast, als ich angetrunken war, es hat mich hierher geführt.«

»Du meinst den Text? Den kenne ich leider nicht.«

»Hat Zac es dir nicht vorgesungen? Sagtest du doch.«

»Doch schon, er hat es leise gesungen, ich hab die Worte nicht genau verstanden. Außerdem stand ich auch etwas neben mir. Bin zusammengebrochen nach der langen Flucht aus dem Labor. Häuft sich in letzter Zeit. Ich dachte, er wollte mich damit nur beruhigen und hab mir keine Gedanken über eine tiefere Bedeutung gemacht.« View strich sich die nassen Haarsträhnen hinters Ohr. »Was auch geklappt hat.«

»Ja, das glaube ich dir. Er kann wunderschön singen.« Steven räusperte sich. »Es überrascht mich, dass er für dich gesungen hat, aber irgendwie wundert mich bei dir auch nichts mehr.« Er zwinkerte ihr zu. »Zac mag dich. Dann muss ich wohl auch mal.« Steven räusperte sich erneut.

Schlaf, mein Sohn, und träume fein,
geh mit Dad, und schlaf bald ein,
über Wolken im Mondesschein,
schlaf, mein Sohn, und träume fein.

Nimm all deine Wünsche, von Herzen rein,
habe Mut, und wage dein Sein,
mit viel Herz und Glückesschein,
schlaf, mein Sohn, und träume fein.

Bei Sturm und Unwetter, finde gut heim,
an den Ort deiner Kindheit rein,
deine Mom werd ich auf ewig sein,
schlaf, mein Sohn, und träume fein.

Ich beschütz dich, tagaus, tagein,
suche nach dem Schatz, verborgen allein,
finde Ruhe in deinem Sein,
schlaf, mein Sohn, und träume fein.

Schlaf, mein Sohn, und träume fein.
Du wirst mein Glück auf ewig sein,
schlaf, mein Sohn, meine Liebe ist dein.

»Ein wundervolles Lied«, sagte View mit dünner Stimme nach einem Moment des Schweigens. Layla hatte Zac sehr geliebt. Wie gern würde sie sich an ihr Kinderlied erinnern, an ihre Mutter, die ihr vorsang, ihr eine Geschichte erzählte oder mit ihr betete. Doch da war nichts Greifbares. »Du hast auch eine schöne Stimme.«

Steven lächelte verlegen. »Zac hat hier als kleiner Junge immer gespielt, sich aus den Heuballen Burgen und Höhlen gebaut, hat hier übernachtet und mit uns gepicknickt. Er beschäftigte sich viel allein, und dies war sein Reich. Zac benutzte nicht einmal die Leiter in der Diele, er kletterte an der Außenfassade an den Holzbrettern hoch und schlüpfte durch einen Belüftungsschacht.«

»Das hätte ich auch so gemacht.« View lachte.

»Echt? Kannst du gut klettern?«

View verstummte. Was sollte sie sagen? Sie erinnerte sich nicht. Warum hatte sie es dann gesagt? »Ja, kann ich«, sagte sie aufs Geratewohl. Es fühlte sich richtig an.

»Ich suche hier schon eine Weile nach seiner kleinen Schatzkiste, habe aber noch nichts gefunden. Dem Schatz aus dem Wiegenlied, der an dem Ort seiner Kindheit verborgen liegt.«

»Zacs Mutter hat ihm das Lied vorgesungen, um ihn zurückzulocken, nachdem ihr beide den Hof verlassen hattet?«

Steven zuckte mit den Schultern.

View sah sich um. Viele Verstecke schien es auf den ersten Blick nicht zu geben. Ein leerer, schmutziger Heuschober. Sie schloss die Augen und sah Klein-Zac vor sich, wie er auf dem großen Dachboden in seiner Fantasiewelt lebte.

»Was?«

View schmunzelte noch breiter. Steven hatte es ihr schon angesehen. »Hier war alles voll mit Heuballen. Zac hat seine Kiste bestimmt nicht im Boden versteckt.« Sie schritt langsam die Dachschräge ab und suchte nach einer Auffälligkeit an den dicken Stützbalken der Decke. Steven folgte ihr. »Hier!«

Ein kindlich großes, aber nicht besonders tiefes Kreuz war seitlich in einen Balken fast am Ende des Raumes geritzt worden. Steven tastete das spröde Holz ab und inspizierte die Stelle mit gefurchter Stirn. Er schob die Dämmplatten beiseite und steckte den Arm in einen tiefen Hohlraum. Nach einigem Tasten hob er eine Blechkiste in Schuhkartongröße aus dem Loch. Es klappte. Views Herz galoppierte vor Aufregung. Steven stellte die Kiste behutsam auf den Boden und hob den verrosteten Deckel ab.

Eine Kassette lag darin. Ohne Hülle. Sonst nichts.

Er nahm sie heraus und betrachtete sie. »Zacs Schatzkiste von damals war aus Holz mit Verzierungen und seine Schätze hat er wohl alle mit auf die Insel genommen. Was das hier für eine Blechkiste ist, weiß ich nicht.«

»Was mag auf der Kassette sein?« Ihre Stimme klang dünn.

Steven sah sie an. »Keine Ahnung. Sie ist nicht beschriftet. Ich kenne sie nicht.«

»Hast du einen Kassettenrekorder?«

»Hm, nein. Nicht mehr.«

»Vielleicht die neue Besitzerin ...« View verstummte abrupt. Steven hatte sich plötzlich kerzengerade aufgerichtet. Sein Kopf drehte sich langsam hin und her, als lauschte er, während er ihr mit einem Finger andeutete, ruhig zu sein.

»Ein Warnruf von Ty. Jemand betritt das Gelände oder schleicht hier rum.« Steven steckte die Kasette in die Brusttasche seines Hemdes und schob View auf die Leiter zu.

Rasch kletterten sie hinab. Unten packte er ihre Hand und lief zu einer Seitentür. Er spähte aus dem vergilbten Fenster, öffnete die Tür einen Spaltbreit und sah sich zu beiden Seiten um. Der Griff verstärkte sich. View sprintete mit ihm über einen Teil des Hofes bis zu einem offensichtlich bereitgestellten Truck. Er riss die Tür zur Rückbank auf und schubste sie förmlich hinein. Sachte schloss er die Tür hinter sich und war auch schon über die Sitze nach vorn auf den Fahrersitz geklettert.

View blickte sich hektisch um, neben ihr lag ein Rucksack. Steven hatte vorgesorgt, während sie geschlafen hatte. Draußen auf dem weitläufigen Vorhof vor dem Bauernhaus rührte sich nichts. Ty! Sie konnten den armen Kerl doch nicht zurücklassen. Sie drehte sich zu Steven. Er pustete gerade in eine silberne Minipfeife und startete gleichzeitig den Motor. View meinte, einen sehr leisen hohen Ton zu hören.

»Ansnallen!« Steven fuhr an, langsam und leise, wurde aber rasch schneller. Wie ein Blitz schoss etwas Braunes um die hintere Ecke des Bauernhauses.

»Ty«, hauchte View.

Der Hund sprintete in weiten Sprüngen über den Vorplatz. Steven gab Gas.

»Wir müssen auf Ty ...!«

Ein Knall durchschnitt das monotone Brummen des Motors. Und gleich darauf noch einer. View zuckte fürchterlich zusammen.

»Runter«, befahl Steven.

Ihr Blick flog hin und her durch die breite Rückscheibe. Ty hechtete zur Seite ins Gras, jagte aber weiter in ihre Richtung. Ein weiterer Schuss. View sah einen Lichtblitz. An der Wohntraktseite des Hauses stand jemand halb verdeckt an der Mauer hinter einem Busch verborgen und schoss auf sie. Ein Knall und etwas schlug in den Wagen ein.

Steven stöhnte laut auf. »Scheiße, gottverflucht!«

»Ty«, rief View und hielt sich krampfhaft am Polster fest, »Ty, lauf! Komm her!« Er war jetzt sogar aus ihrem Blickfeld verschwunden, weil Steven um eine Kurve gerast war. Das konnte Ty unmöglich schaffen. Plötzlich knallte es erneut, doch diesmal dumpfer. View riss vor Schreck die Hände vors Gesicht und wich vor Schreck zurück, als etwas großes Dunkles mit einem lauten Poltern auf die Ladefläche hechtete. »Ty!« Sie verschluckte sich beinahe. »Ty ist da«, rief sie, spürte, wie Steven das Gaspedal durchtrat und der Wagen über den Schotterweg preschte. Der Hund legte sich flach auf die Ladefläche gegen eine Außenwand gedrückt. Kluger Ty! Schluchzend schnappte sie nach Atem und wischte sich über die feuchten Wangen, dann versuchte sie, sich während der kurvenreichen Holperfahrt anzuschallen.

»Wer ist das?«, fragte Steven aufgebracht.

»Das weiß ich nicht. Ich vermute, jemand aus dem Labor, der mich zurückbringen soll.«

»Soweit klar. Der ist uns wohl schon seit der Insel auf den Fersen.«

»Das ist bestimmt der Kerl, von dem ich dir erzählt habe. Der, der mich im Fahrstuhl des Hotels schon bedrängt hat, als dem Himmel sei Dank das ältere Paar

zustieg. Der, der mich auf dem Parkplatz des Restaurants entführen wollte, als die Bauarbeiter dazwischen kamen. Oje ...«

»Was?«

»Zac war da ja auch nicht bei mir.«

»Natürlich nicht.«

Dieser Gedanke ging ihr näher, als sie eigentlich zulassen wollte. Sie hatte sich in seiner Nähe stets sicher gefühlt, hatte immer angenommen, Zac würde eingreifen, wenn es hart auf hart kommen sollte. Würde sie im Notfall retten.

»Er hätte dir so oder so nicht helfen können, View. Ich glaube, dass es stimmt, was er zu dir sagte. Er wird mit seinem einundzwanzigsten Lebensjahr noch um einiges sensibler als zuvor geworden sein. Eine Prügelei hätte er vielleicht nicht einmal überlebt, wenn er tatsächlich bei dir gewesen wäre.«

»Ja, ich bin froh, dass er es nicht war.« Vielleicht täuschte sie sich, aber sie glaubte immer noch, dass sich Zac körperlich gewehrt hätte, trotz des Risikos für sich, damit sie hätte fliehen können.

»Fuck!«

»Was?«

»Hatte mich schon gewundert, dass der Kerl danebenschießt und nicht mal einen Reifen trifft.«

»Was meinst du?«

»Er hat den Tank getroffen. Wir verlieren Benzin.«

»Zufall oder Absicht?«

»Absicht, absolut sicher«, erwiderte Steven. »Zerschießt er mir einen Reifen, könnten wir bei der Geschwindigkeit die Kontrolle verlieren und du könntest bei einem Überschlag draufgehen. Das muss er vermeiden. Er will dich anscheinend lebend.«

»Dich nicht?« Views Stimme klang viel zu hoch. Sie wollte nicht schon wieder allein sein.

Steven sah sie kurz an. Auf seiner Stirn glänzte der Schweiß, keine Sorgen-, sondern Schmerzensfalten knitterten sie. »Nein, mich nicht.«

»Was ist mit dir? Bist du etwa getroffen?« Panik machte sich breit.

»Nur ein Streifschuss, View. Nicht so schlimm.«

»Was? Wo?« Sie sah kein Blut.

»Ich sitze drauf.« Er grinste, doch es sah gestellt aus.

»Wir müssen sofort zu einem Arzt!«

»Ja, sobald wir ihn abgehängt haben.«

»Wir müssen auch das Fahrzeug wechseln.«

»Ja, und zwar rasch. Aber viel wichtiger ist, wir müssen ihn dauerhaft loswerden. Etwas machen, womit er nicht rechnet. Einfach Wagen wechseln wird nicht reichen. Ich bin mir sicher, der Mistkerl ist ein Profi.«

Nun war sie doch neugierig, ob Steven überhaupt ahnte, wie tief sie in seine Erinnerungen eingedrungen war. War ihm bewusst, dass sie seine Vergangenheit, zumindest ansatzweise, kannte? »Warum bist du eigentlich ständig auf alle Eventualitäten vorbereitet?«

»Das klingt ja wie ein Vorwurf.«

View hielt sich am Vordersitz fest, als der Truck halb über einen Hügel hüpfte und Steven scharf auf eine Schnellstraße abbog. Zum Glück kannte er sich hier von früher aus, ihr Verfolger hingegen wohl nicht. Das verschaffte ihnen hoffentlich einen ausreichenden Vorsprung, bewahrte sie aber nicht vor einem möglichen Achsbruch. Sie konnte ihn zwar hinter sich nicht ausmachen, aber inzwischen ging sie davon aus, dass er sie wieder aufspüren würde. Steven hatte recht, sie mussten sich etwas einfallen lassen, etwas, womit er nicht rechnete oder nichts dagegen tun konnte. »Nein, das war kein Vorwurf, wirklich nicht, Steven. Ich bin nur stets aufs Neue überrascht. Zuerst auf der Insel, jetzt hier. Ich wollte nicht neugierig sein. Es fiel mir nur auf.«

»Pfadfinder.«

View beugte sich nach vorn und sah ihn von der Seite an. Das meinte er jetzt nicht ernst, oder?

Er blinzelte kurz in ihre Richtung und lächelte. »Okay, okay, ich war als junger Mann in einer militärischen Einheit. Lange her.«

View nickte, obwohl der Ex-Seal megamäßig untertrieb. Sie hörte heraus, dass er die Gruppe nicht freiwillig verlassen hatte. Der Grund war ihr verborgen geblieben, vielleicht hatte er bei seinem Sohn bleiben wollen oder müssen.

Nach einer Weile erreichten sie eine Kleinstadt. Steven hielt nach einem Auto Ausschau. »Mit dem Leck schaffen wir es nicht mehr bis zur nächsten Stadt. Außerdem könnte es sein, dass der Kerl dem Wagen einen Peilsender verpasst hat. Wir müssen sehr vorsichtig sein. Leider muss ich auch noch Geld abheben, ich hab kaum noch Bares. Den Truck könnten wir noch eintauschen, aber wir benötigen auch Essen und einen sicheren Schlafplatz.«

»Und Geld für einen Arzt.«

»Ja, das auch.«

»Dann hat er uns wahrscheinlich sofort gefunden.«

Steven sah sie wieder kurz an. »Du bist schlauer, als du sein solltest.« Er grinste, doch seine Augen blieben traurig verhangen und besorgt. Den Schmerz verdrängte er offensichtlich, um sie nicht noch mehr zu beunruhigen.

»Ja, ich denke, wenn ich mich rein intuitiv verhalte, versteht sich mein altes, spontanes Ich ziemlich gut mit meinem neuen, auf Wissen gedrillten.«

»Du bist definitiv auf dem Weg der Besserung, wenn du darüber schon Witze reißen kannst. Neue Erinnerungen?«

»Ja, hin und wieder ein paar Fetzen.« View wiegte den Kopf, dann sprach sie aus, worüber sie nachdachte. »Wie wäre es, wenn wir ihn absichtlich auf eine falsche Fährte locken?«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Du hebst genügend Geld ab, und wir kaufen offiziell einen anderen Wagen.« Steven sah sie an und hob eine Braue.

»Du meinst offiziell und offensichtlich, sodass er es rausfinden muss.«

View schmunzelte. »Dann tauschen wir diesen Wagen gleich darauf gegen irgendeinen anderen, ohne Papiere.«

»Er wird nach dem gekauften Wagen suchen.«

»Genau das. Er darf nur von dem Tausch nicht irgendwie erfahren. Und der Tauschpartner muss natürlich irgendwo hinfahren oder eine Garage besitzen, sonst fliegen wir sofort auf.«

»Okay, machen wir und dann? Wohin? Bei einem Arzt wird es wahrscheinlich zu lange dauern. Die Zeit haben wir jetzt nicht, das machen wir in einer anderen Stadt. Wir sollten einfach Desinfektionsspray und Verband kaufen und ich verbinde mich.«

»Okay, wenn das reicht.« Sie war sich nicht sicher.

Steven nickte. »Mist, wir sind schon auf Reserve. Ich habe noch keinen Autohändler gesehen. Du?«

»Nein, leider auch nicht.«

»Hm, wir sollten uns das mit dem Wagentausch aufheben, wenn alle Stricke reißen und die Polizei des Ortes uns nicht weiterhelfen kann.«

»Steven! Ich hab eine Idee. Hast du ein Handy?«

»Nein, zerstört. Wir kaufen ein Prepaid beim nächsten Kiosk. Wen willst du anrufen?«

»Anja.«

»Die da wäre?«

»Die Mutter eines Jungen aus dem Labor, der auch verschwunden war. Sie hat überall Plakate verteilt, um ihren Sohn zu finden. Zac hat Florian erkannt. Ich habe ihre Nummer noch im Kopf.«

»Wow! Na, dann ab zum nächsten Kiosk.«



Anja spürte schon wieder, wie ihr die Galle hochkam. Hilflos versuchte sie, ruhig zu bleiben und zu schlucken, doch es kam ihr wieder hoch, und sie spuckte die letzten Reste ihres Mageninhalts neben sich auf den kühlen, harten Boden.

Blanke Angst hatte sie gepackt, als sie in Handschellen mit einer kurzen Kette an einen Eisenring gekettet in absoluter Dunkelheit erwacht war, und sie kroch ihr nach wie vor durch die Eingeweide. Es waren bereits Stunden vergangen. Ihr Hintern fühlte sich taub an vom langen Sitzen. Die metallene Wand in ihrem Rücken wellte sich in regelmäßigen Abständen, ihre Stimme klang dumpf und die Luft wurde mit jeder verstrichenen Stunde dünner und stickiger. Jemand hielt sie in einem Blechschuppen oder einem ausrangierten Container gefangen. Aber wer? Und warum?

Zorro war nicht bei ihr. Das bange Ausharren, Ungewissheit und Sorge zerrten an ihren Nerven. Es musste dem Kleinen einfach gut gehen, man durfte ihm nichts angetan haben. Sie wollte ihn nicht auch noch verlieren.

Wieso war sie bloß Joggen gegangen? Sie hatte wirklich angenommen, an der viel befahrenen Straße sicher zu sein, doch nun wusste sie es besser. Keiner scherte sich um eine Frau, die in der Öffentlichkeit überfallen, zusammengeschlagen und entführt wurde. Die Schläge vors Schienbein, auf ihre Wirbelsäule und den Hinterkopf spürte sie, als hätte der Baseballschläger sie gerade eben getroffen. Ob sie eine Gehirnerschütterung hatte? Anja würgte. Höchstwahrscheinlich. Sie wischte sich den Mund ab. Die Eisenkette rasselte beim Rutschen durch den Ring. Ihre Muskeln zitterten. Sie lehnte den dröhnenden Kopf an die Wand und schloss die Augen.

Schritte auf Kies ließen sie erstarren. Sie musste geschlafen haben. Schlagartig war sie wach. Jetzt galt es, um ihr Leben zu kämpfen. Doch das konnte sie erst, wenn sie wusste, mit wem sie es zu tun hatte und worum es hier überhaupt ging. Einen zufälligen Überfall schloss sie absolut aus.

Klimpern, ein Schlüsselbund, Kratzen, Schaben. Eine große Tür einige Meter entfernt öffnete sich. Durch die Dämmerung des Tages erkannte sie die Umrisse der Tür. Tatsächlich ein Container. Frische Luft wallte zu ihr. Sie unterdrückte den Impuls, tief und hörbar durchzuatmen. Eine dunkle Silhouette tauchte vor dem graublauen Dämmerlicht auf, betrat den Container und zog die Tür hinter sich zu. Derjenige verharrte. Für einen Augenblick herrschten wieder Stille und Finsternis. Schwere Schritte kamen näher. Ein Mann.

Grelles Licht blendete sie. Reflexartig hob sie die Hände. Anja blinzelte. Sie würde nicht vor ihm kriechen. »Was wollen Sie von mir?«

»Oh, das kann ich dir sagen.«

Die starke Lampe senkte sich ein wenig. Anja erhaschte ein vages Bild von dem Mann, dessen Stimme und Äußeres ihr aber nicht bekannt vorkamen. Es raschelte. Er legte ihr ein Blatt Papier auf die Knie. Das Schriftstück rutschte bis an ihren Bauch und blieb liegen. Mit einem Blick erkannte sie, um was es sich handelte. »Dieser elende Drecksack!«

»Will ich alles nicht hören«, sagte der Kerl mit bedrohlich ruhiger Stimme. »Unterschreiben!« Er hielt ihr einen Kugelschreiber entgegen.

Niemals! Sie würde dem Arschloch Uwe nicht auch noch die andere Wange hinhalten. Das war einmal, als er Flo noch als Druckmittel einsetzen konnte. Die Überfälle, all die Angst um ihr Leben verdankte sie ihrem Mann. Als hätte er ihr nicht schon genug Leid angetan. Dieser kriminelle Widerling! Traute sich nicht einmal, ihr vor die Augen zu treten und ihr den Wisch unter die Nase zu halten. Uwe

gierte nach wie vor nach ihrem Geld und schreckte nun anscheinend vor nichts mehr zurück. »Wie bezahlt er Sie? Wie viel bekommen Sie? Wissen Sie, das ist mein Geld, mit dem er Sie bezahlen will. Er hat keines, er ist blank und arm wie eine Kirchenmaus.«

»Unterschreiben!« Er fuchtelte mit dem Kuli vor ihrem Gesicht herum.

»Ich verdoppele das Angebot meines Mannes. Hey, ich hebe es mit Ihnen gleich noch heute von der Bank ab. Ich freue mich sogar, es Ihnen geben zu können, damit mein Ex es nicht bekommt. Glauben Sie mir, ich will nur eines – dass Uwe es nicht bekommt. Alles ist mir lieber als das.«

Er zögerte. Sie spürte, sah und roch es. Sein Schweißgeruch hatte sich verändert. Er stank nach Angst und Gier. Flo wäre stolz auf sie. Gemeinsam hatten sie »*Ich rieche was, was du nicht riechst*« gespielt und hatten sich dabei köstlich amüsiert. Anja schluckte. Sie würde alles dafür geben, ihren Sohn noch einmal in den Arm nehmen zu können, ihm zu sagen, wie sehr sie ihn liebte.

»Vergiss es. Darauf fall ich nicht rein. Er hat mich gewarnt, dass du genau das sagen würdest.«

Verdammt, der Schuss ging nach hinten los! »Bitte. Sagen Sie mir, was Sie haben wollen. Wir finden eine Lösung. Bitte.« Sie würde ihm die Füße küssen, wenn's sein musste.

»Er hat mir erzählt, was du für ein hinterhältiges Miststück bist, wie du ihn betrogen und hintergangen hast. Und jetzt versuchst du, auch mich reinzulegen. Aber nicht mit mir, elende Schlampe!« Er holte aus und verpasste ihr eine schallende Ohrfeige. »Beim nächsten Widerwort hol ich den Schlagring raus.« Der Mann beugte sich vor, riss ihren rechten Arm an der Kette heran, um ihr den Stift in die Hand zu drücken. »Los, untersch...!«

Jetzt oder nie! Ihre einzige Chance. Anja packte ihn am Unterarm, zog ihn gewaltsam heran, und rammte ihm ein

Bein zwischen die Oberschenkel. Er schrie auf. Die Lampe krachte auf den Boden, flackerte. Er verlor den Halt, fiel nach vorn und landete mit dem Kopf hart in ihrem Schoß. Heiße Panik wollte sie überrollen. Erinnerungen an Uwe. Schläge, rohe Gewalt, Ekel. Es gab kein Zurück. Ruckartig drehte sie ihr Becken, donnerte seinen Kopf damit an die Containerwand. Nur eine Bewegung später hatte sie die Kette um seinen Hals gewickelt. Sie drehte sich und stemmte sich mit all ihrer Kraft mit den Füßen gegen die Wand. Seinen Hals in der Schlinge.

Er keuchte und röchelte. Ein Fußtritt traf sie. Sie ließ nicht locker. Nur eine Chance, nur diese eine Chance. Er bekam keine Luft, müsste ihr die Handgelenke brechen, damit sie losließe. Ihre Fäuste klammerten sich an die Kette. Sie zerrte wie besessen, ignorierte seine Tritte und Schläge, die sie umherschleuderten wie einen Boxsack. Kämpfte um ihr Leben, bis seine Gegenwehr mit einem ekelhaften Röcheln erlahmte, sein Körper noch ein paar Mal zuckte und schließlich erschlaffte.

»Zehn, neun, acht ...«, zählte sie mit erstickter Stimme rückwärts. Erst bei null verlagerte sie langsam ihr Gewicht und verringerte den Druck. Er rührte sich nicht.

Wie unter Strom stehend sackte sie zitternd auf den Boden und rang nach Luft. Schon nach Sekunden quälte sie sich hoch. Sie musste raus hier! Die Lampe war außer Reichweite gerollt, aber mit dem bisschen Licht im Container, das durch die Ritze der Tür fiel, reichte es aus, um vage sehen zu können. Vorsichtig wickelte sie die Kette vom Hals des Mannes, registrierte seine Hautquetschungen und das Blut, ihr Blut, das von ihrem Handgelenk tropfte. Es schmerzte höllisch. Ihr Blick verschwamm. Anja holte mehrmals tief Luft und zog den schweren Körper näher zu sich heran, auch wenn sich alles in ihr dagegen sträubte. Sie musste rational bleiben, nicht durchdrehen, sondern mit Bedacht vorgehen. Er lebte noch, sein Brustkorb hob

und senkte sich leicht. Sie zerrte so lange an ihm, bis sie ihm in die Hosentasche fassen konnte. Ein Handy, nicht der Schlüssel. Wie in Trance wählte sie die 911. Sie hätte den Sergeanten Major angerufen, aber in ihrer Panik fiel ihr die Nummer nicht ein. Freizeichen, eine weibliche Stimme. Der Kerl, halb auf ihr liegend, bewegte sich und stöhnte. Vor Schreck zog sie ihm die Hand mit dem Handy über den Schädel. Das Handy entglitt ihr. Der Mann sackte auf ihr zusammen.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße. Bleib bloß ohnmächtig.« Anja zitterte wie Espenlaub. Das Handy lag außer Reichweite. War es an? Sie hörte niemanden und das Display zeigte kein Licht mehr. Verflucht! Dennoch rief sie ihren Namen und flehte um Hilfe, während sie mit Schnappatmung den Körper nach einem Schlüssel abtastete und ihn schließlich aus der Hemdtasche hervorholte. Wenn dies nicht der für ihre Handschellen war, hatte sie sich ihr eigenes Grab geschaufelt.

Nach unendlich bangen Sekunden schaffte sie es endlich, den Schlüssel in das kleine Loch zu stecken. Er passte. Zum Glück! Durch Tränenschleier sah sie kaum noch etwas. Ihre Hände schlotterten, als hielten sie einen Presslufthammer. Sie stopfte sich den Stift und den Zettel in die Tasche und kroch auf allen vieren zur Lampe hinüber. Ihre Hand schmerzte immer stärker, sie hielt sie schützend an sich gedrückt und krabbelte weiter bis zur Tür.

Ein plötzliches Röcheln, gefolgt von einem dumpfen Rumpeln verrieten sein erneutes Erwachen. Mit einem Satz war Anja auf den wackligen Beinen und stieß mit den Unterarmen die Containertür auf. Frische Luft wallte ihr mit der Morgendämmerung entgegen, als sie ins Freie stolperte.

Auf einmal packte sie jemand von hinten und schleuderte sie zu Boden. Sie landete rücklings im Gras, ein Körper auf ihr. Ihr Herz wollte stehen bleiben. Ein Schuss

zerriss im nächsten Moment beinahe ihr Trommelfell. Ein weiterer dröhnte nur noch dumpf.

Instinktiv wehrte sie sich, strampelte, kreischte um Hilfe.

»Anja! Anja! Hören Sie auf! Anja!«

»Loslassen!« Sie schlug um sich.

Zwei kräftige Hände packten ihre Arme und zogen ihren Oberkörper vom Boden hoch. Anja schrie vor Schmerz und blanker Panik. Ihr wurde schwarz vor Augen, die Beine sackten weg. Jemand hielt sie.

»Anja, ich bin es, Ed Raulson. Sehen Sie mich an. Alles ist gut. Ich hab Sie.«

»Sergeant?« Anja blinzelte. Seine große Gestalt, er war es wirklich. Seine dunklen Augen müde, sein Mund verkniffen, besorgt und wütend. Ihr Puls rauschte wie ein schwerer Anker in die düstere Tiefe.

»Kommen Sie.« Er hob sie auf die Arme. »Verschwinden wir von hier.«

Es klopfte an die Tür des Krankenwagens und Ed Raulson steckte seinen dunklen Schopf herein. »Darf ich?«

»Bitte«, sagten die Ärztin und Anja gleichzeitig.

»Wie ich hörte, haben Sie alles ganz gut überstanden«, sagte er und verzog die Mundwinkel zu einem angedeuteten Lächeln, bevor er sich ihr gegenüber an die Wand des Wagens setzte. Er musterte sie mit gerunzelter Stirn.

Anja richtete sich vorsichtig auf der Liege auf, hielt ihr bandagiertes und das andere, frisch geschiente Handgelenk geschützt vor den Körper. Ein wenig schwindelte es ihr. »So langsam bekomme ich wohl Routine.«

Er räusperte sich. Offensichtlich missfiel ihm ihre Einstellung. »Wie geht es Ihnen?«

»Danke, besser. Noch besser ginge es mir, wenn ich endlich erfahren würde, was das alles zu bedeuten hat. Mir sagt ja keiner etwas.«

Der Sergeant Major übergang ihre Frage und sah die Ärztin an. »Was können Sie mir über den Zustand unserer Patientin sagen?«

»Wir haben ihr Schmerz- und Beruhigungsmittel verabreicht. Sie hat frische und ältere Hämatome an allen Gliedmaßen, Quetschungen an Ober- und Unterarmen, Schürfwunden an Armen und im Gesicht, geplatzte Adern im Auge, eine geprellte Rippe, ein angebrochenes und ein überdehntes Handgelenk.«

Sergeant Major Raulson legte den Kopf leicht schräg, hielt seinen fragenden Blick weiter auf die Ärztin gerichtet.

»Keine Violation«, antwortete diese auf die nicht ausgesprochene Frage.

»Danke«, sagte er.

Die Ärztin verließ den Wagen und schloss die Tür. Anja hasste, was nun kommen musste. Bemitleidung. Die Wunden würden verheilen und waren nicht der Rede wert. Sie kam ihm zuvor. »Warum sind Sie hier?«, fragte sie forsch.

»Um Ihnen das Leben zu retten.«

Anja sah ihm intensiv in die Augen. Sie nickte, sagte aber nichts. Wann würde der Brocken endlich mit der Sprache herausrücken? Sie spürte doch, dass er eigentlich auf ihrer Seite stand.

»Es ist ganz einfach. Inspector Miller bat mich, ein Auge auf Sie zu haben, weil sich der Verhaftete vom ersten Überfall auf Sie inzwischen an ein Detail erinnern konnte und mit Informationen rausgerückt ist, die auf Ihren Mann ...«

»Ex-Mann.«

»Vor dem Gesetz sind Sie noch verheiratet.«

»Sind das berufliche Nachforschungen?« Ups, das hätte sie jetzt nicht fragen sollen. Das war ihr im Eifer des Gefechts hinausgerutscht. Über die Jahre hinweg war ihr das verbale Davonstoßen von Männern zu eigen geworden.

Außerdem fühlte sie sich schwach und einer Befragung momentan eigentlich überhaupt nicht gewachsen.

Sergeant Major Raulsons Mundwinkel zuckten für einen Augenblick, sie hätte sich auch getäuscht haben können. Belustigung oder Verärgerung. Immer, wenn sie dachte, ihn durchschaut zu haben, verwirrte er sie erneut.

»Selbstverständlich.«

»Hm. Mein Ex weigert sich, die Scheidungspapiere zu unterschreiben. Er hat kein Sorgerecht, das habe allein ich.«

»Also, inzwischen gehen wir von Herrn Sommer als Auftraggeber für die Überfälle aus. Da sich Ihr Bald-Ex zurzeit nicht in Frankfurt aufhält, aber mit keinem der regulären Flüge hierhergekommen ist, vermuteten wir eine große Gefahr für Sie.«

»Was sich ja bestätigt hat. Ich sollte das hier unterschreiben.« Anja zog mühevoll den zerknüllten Zettel aus ihrer Tasche. Und wenn das nicht gelang, ging ihr durch den Kopf, hätte der Mistkerl sie wahrscheinlich umgebracht. Auch so erhielt er Geld und das Sorgerecht. Das war ein Schock, aber sie verspürte nichts als abgrundtiefe Wut auf Uwe.

Der Sergeant Major streifte sich einen Handschuh über und nahm das Beweisstück mit zwei Fingern entgegen. Er las die Seite und sah sie an. »Scheidungskrieg.«

Anja nickte.

»Er ist auf Ihr Geld aus?«

Sie nickte erneut. »Und ich will verhindern, dass Uwe das Sorgerecht bekommt.«

»Hat er etwas gegen Sie in der Hand? Ich meine, etwas, um den Richter auf seine Seite zu ziehen?«

»Nein.«

»Sie aber gegen ihn?«

»Die Liste ist lang. Die Frage ist, wie deutsche, männliche Richter das auslegen.«

»Kein Vertrauen mehr in die Justiz?«

Anja maß den Sergeanten Major. Sie lächelte gequält und fühlte sich auf einmal so, wie sie sich auch fühlen musste, angesichts der Ereignisse, von oben bis unten zer schlagen. »Ich weiß es nicht.« Sie seufzte. Ihre Handgelenke schmerzten trotz der Spritze, und ihre geprellte Rippe ließ sie kaum richtig durchatmen. »Bisher verwendet er mein Geld dazu, sich Topanwälte zu leisten, die Profis darin sind, Tatsachen zu verdrehen. Psychomutter, Vernachlässigung, Bulimie. Suchen Sie sich etwas aus.«

Im ersten Moment wirkte es, als wollte Ed sie fragen, was sie gegen ihren Mann vorzubringen hatte, doch dann verkniff er sich die persönliche Frage. »Wenn sich unser Verdacht bestätigt, dass er hinter den Übergriffen auf Sie steckt, haben Sie noch mehr gegen ihn in der Hand.«

Sie nickte. Versuchter Totschlag sollte ausreichen, um Uwe für lange Zeit hinter Gitter zu bringen. Aber momentan wollte sie nur eines, Florian finden, aber das sagte sie ihm nicht noch einmal. »Sagen Sie, wer hat eigentlich geschossen?«

»Der Täter und wir.«

Anjas Mageninhalt drehte sich unangenehm wie in einer Wäschetrommel. Sie schluckte. »Gab es Verletzte?«

»Der Täter.«

»Wie schlimm?«

Er runzelte schon wieder die Stirn. »Nicht erwähnenswert, in Anbetracht dessen, was er Ihnen angetan hat und dass er Ihnen in den Rücken schießen wollte.«

Jetzt fiel der Groschen. Deshalb hatte Ed sie unsanft zu Boden gerissen. Sie schuldete ihm Dank, brachte aber nur ein Nicken zustande. »Wie haben Sie mich hier so rasch gefunden?«

»Rasch? Ich finde eher, es war viel zu spät.« Er deutete auf ihre vielen Verbände, Kratzer und Hämatome. »Wie ich schon sagte, Inspector Miller bat mich, auf Sie achtzugeben. Ich war gerade im Hotel, als Sie auf der Straße überfallen

worden sind. Ich war besorgt, weil Sie nicht öffneten, und brach im Beisein einer Polizistin die Tür Ihres Hotelzimmers auf. Der Nachtportier sagte etwas von Joggerin mit winzigem Hund und ich bin Ihnen zu Fuß nach.«

Sie wollte in einem ersten Impuls gegen dieses Vorgehen aufbegehren, doch fand keine Kraft und hielt sich zurück. Seine Nachforschungen und weise Voraussicht hatten ihr das Leben gerettet. Auch wenn Ed sie wegen Bloodhound anlog, würde sie ihm ewig dankbar sein, weil sie nur weiter nach Flo suchen und ihn retten konnte, wenn sie lebte. Aber von Männern, die sie belogen, hatte sie wahrlich genug, auch wenn sie gewillt war, bei Ed aufgrund der besonderen Situation Nachsicht walten zu lassen. »Haben Sie Zorro gefunden?« Anja schluckte, ihre Stimme versagte bei dem Gedanken, dem Kleinen könnte etwas passiert sein.

»Na, der Name passt!« Raulson lachte auf. Die kurzzeitig entspannte Miene ließ sein Gesicht um Jahre jünger wirken. Er sah regelrecht anziehend aus. »Der temperamentvolle Winzling heißt also Zorro. Er gehört Ihnen. Er saß ziemlich verloren an der Stelle, wo wir auch Blut gesichtet haben.«

»Es geht ihm gut?«

»Zu gut, würde ich sagen. Machen Sie sich seinetwegen keine Gedanken. Der Täter hat ihm nichts angetan.« Seine dunkelbraunen Augen leuchteten. Er zwinkerte ihr zu und reichte ihr eine kleine Plastiktüte. »Ich habe Sie natürlich mehrfach angerufen, aber Sie sind nie drangegangen. Wir haben das Handy angepeilt und in der Nähe dieses Containers geortet. Als Kollegen an uns vorbeibrausten, nahm ich Kontakt auf, erfuhr von einem eingegangenen Notruf und war als Erster am Container, um Sie aufzufangen. War keine gute Idee, nachts allein joggen zu gehen.«

»Da haben Sie recht.« Anja schüttete den Inhalt auf die Liege. Handy, Schlüssel, Portemonnaie, Pfefferspray. Alles war so schnell gegangen. Sie hatte in dem Moment nicht

einmal an das Spray gedacht. Anja überprüfte die Anrufe, fand vierzehn vom Sergeant Major und drei von einer unbekanntenen Nummer. Sie öffnete mit zittrigem Finger die eingegangene SMS mit derselben Handynummer.

Liebe Anja, Ma v Florian, bitte rufen Sie schnell zurück. Müssen reden. Ich bin View, mit der Sie vor Tagen gesprochen haben. Ich weiß, wo man F. + andere festhält.

Anja rutschte langsam von der Liegefläche. Ihre Beine zitterten, wollten sie kaum tragen, aber sie mussten. »Ich muss allein telefonieren.«

»Sie müssen jetzt ins Krankenhaus.« Der Sergeant Major stand auf, beugte sich etwas, um nicht mit dem Kopf anzustoßen, und nahm sie am Ellbogen.

»Ich«, sie entzog ihm ihren Arm, »werde jetzt telefonieren. Allein. Wenn Sie wirklich daran interessiert sind, Leben zu retten, Sergeant Major Raulson, dann warten Sie und begleiten mich danach, um genau das zu tun.«



Einen raschen Kioskbesuch später fuhr Steven weiter durch den Ort, während View Anja nach einigen vergeblichen Anrufen eine SMS schickte. »Hoffentlich meldet sie sich bald.«

»Und hoffentlich geht es ihr gut.«

View brummte zustimmend. »Habe ich dir eigentlich schon von Zacs Vermutung erzählt? Er hat sie zwar wohl aus Rücksicht auf mich nie ausgesprochen, aber eigentlich hat er mich dennoch durch seine Andeutungen darauf gebracht. Da! Da ist ein Händler.«

Steven bog auf einen mit Fahrzeugen jeglicher Art vollgestellten Parkplatz. Offensichtlich der Autohändler des Städtchens. »Du läufst ja gerade zu Hochform auf. Den

Wagen brauchen wir erst einmal nicht mehr zu wechseln, wenn wir zur Polizei gehen. Erzähl.«

»Okay. Ich bin gespannt, ob du mir davon bisher ebenfalls aus Rücksicht noch nicht erzählt hast oder ob du diesen Gedanken noch nicht hattest?«

Steven hielt an und wandte sich ihr zu. Seine blauen Augen verengten sich.

»Zac, Touch, der Tastsinn. Ich, View, das Sehen und Anjas Sohn Florian, Smell, der Geruchssinn. Du kennst Zacs und meine Gaben. Jetzt stell dir vor, was man anrichten kann, wenn man alle fünf Supersinne hat, es schafft, die Abläufe im Gehirn zu entschlüsseln und damit die Sinne des Menschen mit einer Übertragung von falschen Emotionen zu manipulieren.«

»Nichts Gutes.«

Sie nickte. Beklemmung machte sich augenblicklich breit. »Und?«

»Leider Ersteres. So etwas habe ich immer befürchtet.«

View seufzte, als ihr Handy klingelte. Erschrocken fuhr sie zusammen und presste es sich viel zu fest ans Ohr, um ja keinen Laut zu verpassen. »Hallo?«

Anja war im ersten Moment völlig aufgelöst, dass sie tatsächlich View dran hatte, dann aber sprachen sie einiges so sachlich wie möglich durch. View legte nach kurzer Weile auf.

»Und?«, fragte Steven, der gebannt gelauscht hatte.

»Wir treffen uns.« View strahlte.

»Vor oder nach unserem Polizeibesuch?«

»Brauchen wir nicht mehr. Anja hat bereits einen Polizisten ihres Vertrauens eingeweiht, den sie mitbringt. Wir sollen uns überlegen, wo wir uns treffen könnten. Dafür wollte ich dir erst einmal alles erzählen. Ich ruf sie dann nochmals an.«

»Okay. Klingt nach einem annehmbaren Plan. Dann fragen wir hier rasch, ob sie uns den Tank verschließen

können. Falls nicht, tauschen wir auf die Schnelle gegen was Kleiners.«

View sah sich prüfend um. »Wenn das mal gut geht.«



Bloodhound klappte grinsend seinen Laptop zu, verstaute ihn in der sicheren Tasche und diese in dem Wanderrucksack. Er klemmte einen Schein – wie immer großzügiges Trinkgeld – unter die Espressotasse und verließ den Bistrotisch des Cafés. Die Morgensonne hatte sein Gesicht erwärmt und die von ihm abgefangenen Nachrichten sein Gemüt. Über die Jahre hinweg hatte es sich anhaltend ausgezahlt, die Ruhe zu bewahren und nicht in Hektik zu verfallen, abzuwarten und die Sachlage aus der Ferne zu betrachten. So auch dieses Mal. Er brauchte weder dem Geld hinterherzujagen noch sie in ihrem neuen Wagen ausfindig zu machen noch sie zu verfolgen. Sie entkam ihm sowieso nicht und Zeit spielte zumindest für ihn keine Rolle. Mayderman zahlte auch später noch. Der wollte nie wissen, wie die Jagd vonstattengegangen war. Den interessierte nur das Resultat. Wenn er ehrlich zu sich war, genoss er es gerade außerordentlich, Mayderman warten zu lassen und den eigenen Hetztrieb auszuleben. Der Weg war sein Ziel. War die Beute erlegt, hatte das Spiel seinen Reiz verloren.

Im nächsten eher familiären Bekleidungsgeschäft kaufte er eine Badehose, eine Oberschenkellange Sporthose, ein T-Shirt und leichte Sportschuhe sowie ein Badehandtuch. Als er in der Umkleide seinen athletischen Körper in dem neuen Dress im Spiegel betrachtete, musste er wieder grinsen. Die Idee, sich mit Anja im hiesigen Hallenbad zu treffen, war bestimmt von Steven Veil gekommen.

Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis View wieder Kontakt zu Anja Sommer aufnehmen würde. Er hatte

sich nicht in ihr getäuscht und sie richtig eingeschätzt. View hatte Anjas Handynummer trotz der brenzligen Situationen der vergangenen Tage in ihrem außergewöhnlichen Köpfcchen abgespeichert. Nun hatte er sie alle drei beisammen. Steven, Anja, View. Vater, Mutter, Kind. Nur aus verschiedenen Familien. Sie gaben sicherlich ein schönes Familienbild ab. Wie rührend.

Bloodhound vergewisserte sich sorgfältig, ob sich eine Kamera an der Decke oder sonst wo befand, dann befestigte er einen blonden kurzhaarigen Haarschopf auf seinem Schädel und klebte sich einen blonden Schnäuzer an. Blaue Kontaktlinsen, Ehering, goldene Halskette und ein unechtes Tattoo auf dem linken Brustmuskel. Auch Anja durfte ihn nicht zufällig als Tim, den Handtaschen-Wiederbeschaffer und Judotrainer für Kinder identifizieren.

Kurze Zeit später verstaute er seinen Rucksack in einem Spind neben den Umkleiden und betrat das Hallenbad mit integriertem Spaß- und Freibad. Die Luft wallte ihm viel zu warm und chlogeschwängert entgegen. Helle Rufe von spielenden Kindern hallten umher, untermalt vom Rauschen eines künstlichen Wasserfalls und dem Platschen der Turmspringer. Es würde ihn Mühe kosten, die drei zu belauschen, sodass er auch den Sinn ihres Treffens und ihrer Unterhaltung verstand. Er hätte auch einfach abwarten können, bis sie sich wieder trennten oder alle auf einen Schlag einkassieren, mit ein paar K.-O.-Tropfen im servierten Essen oder im jeweiligen Wasserglas, falls sie in einem Hotel abstiegen. In einem Motel würde er in die Rolle des Pizzaboten oder der Bedienung des Restaurants schlüpfen.

Aber das war alles so langweilig, so einfach, so rasch über die Bühne. Nun kam er mal wieder dazu, ein paar Bahnen zu schwimmen, außerdem war er neugierig, was sie planten, um ihm zu entkommen. Zumindest Steven und View wussten nun auf jeden Fall von ihrem Verfolger.

Wie er beabsichtigt hatte, befanden sie sich nun auf der Flucht – vor ihm.

Er war überheblich. Ja, und wie. Aber er konnte es sich leisten.

Wie hieß es doch so schön? Der Weg war das Ziel. Es brachte keinen Spaß und enthielt keinerlei Anreiz, einen Löwen von hinten zu erlegen, der fünf Meter vor einem in der Sonne döste. Außerdem hatte Mayderman die Anzahlung für Bens Beseitigung noch nicht überwiesen.

Vor wem rechtfertigte er sich hier eigentlich? Vor sich? So weit kam das noch! Er nahm sich die Zeit, seiner Lust zu frönen, die Dinge nach seinen Vorstellungen durchzuführen, obwohl er durch ein Telefonat zwischen Ben und seiner Schwester inzwischen wusste, wohin Ben mit Touch auf dem Weg war. Zurück zu View. Wohin auch sonst? Diese Unschuldsmiene wickelte auch jeden um den Finger.

Es verging noch über eine Stunde, in der er den Eingang zur Badelandschaft unauffällig beobachtete und nie aus den Augen ließ, bis View in einen weißen Bademantel gehüllt und Steven in Shorts endlich die Halle betraten. Stevens Gang ließ auf eine Verletzung schließen, aber das fiel sicher nur ihm auf, Steven kaschierte seine Schmerzen. Hatte er ihn also doch getroffen.

View fühlte sich sichtlich unwohl in ihrer Haut. Ihre Mimik sprach Bände, zeigte deutlich ihre Anspannung und Nervosität, und auch Stevens scheinbar natürliches Verhalten war für seinen geübten Blick einfach nur dämlich auffallend und offensichtlich. Sie setzten sich auf eine der breiten Bänke am Rand des langen Beckens, hinter denen warme Luft emporströmte, und warteten auf Anja.

»Hallo. Entschuldigung.«

Er wandte sich langsam der weiblichen Stimme hinter sich zu. Eine fette Kuh Mitte vierzig hielt ihm mit schüchternem Blick ihr Doppelkinn und ihren dreifachen Rettungsring unter die Nase. Normalerweise gab es genügend Platz,

um an ihm vorbeizugehen. Für sie natürlich nicht. Er trat zur Seite und lächelte sie ebenfalls mit zurückhaltendem Ausdruck an. »Hallo zurück. Und sorry.«

Sie entspannte sich und lächelte zaghaft. Na herrlich! Er ließ View und Steven nicht aus den Augen.

»Ähm, ganz allein hier?«

Er sah schüchtern zu ihr hinab und strich sich verlegen auffällig über den Ehering. »Tut mir leid«, sagte er mit gespieltem Bedauern in der Stimme, »leider nicht.«

»Oh. Okay, dann ... bis dann.« Ihr dicker, wie ein drall aufgepumptes, unförmiges Gummiboot aussehender Hintern entfernte sich schaukelnd. Dass so etwas frei herumlaufen durfte.

Bloodhound schlenderte um das Schwimmbecken und ließ sich bei den Einmeterblöcken an der äußersten Bahn ins Wasser gleiten. So nah an View dran wie möglich.

Ein hochgewachsener Mann mittleren Alters setzte sich zu auffällig, um unauffällig zu sein, zwar mit ein wenig Abstand, aber dennoch deutlich zu dicht, neben Steven auf die angrenzende Bank. Fast alle anderen Sitzbänke waren frei.

Er sank tiefer ins Wasser und hakte sich unterhalb des Startblocks in den Ablauf ein, ließ seinen Blick scheinbar gelangweilt durch die große Halle schweifen. Warum setzte sich ein gut aussehender Mann so dicht neben einen anderen? Wer zum Hakenkreuz war das? Zu trainiert für das Alter an die fünfzig. Zu aufmerksam für einen gewöhnlichen Badegast. Zu zielgerichtet, um keine klaren Absichten zu haben. Hatten sich Steven und View tatsächlich an die Polizei gewandt oder einen Leibwächter beauftragt? Einen Detektiv hinzugezogen? Warum unterhielten sie sich dann nicht? Er hasste es, nicht über alles im Bilde zu sein. Gleichzeitig juckte es ihn seit Tagen mal endlich wieder in den Fingern. Leichtes Adrenalin berauschte ihn kurzfristig. Wenn sich die drei wirklich mit den Bullen

abgab, musste er entweder sehr schnell reagieren oder sich erst einmal sehr vorsichtig zurückziehen. Er würde zuerst Auftrag Ben erledigen, bevor er sich mit neuesten Informationen und einer Idee wieder seinem Lieblingsspiel View zuwandte.

Anja betrat die Schwimmhalle. Er wusste schon, warum er sie hatte vögeln wollen, bevor er sie von der Bildfläche verschwinden lassen würde. Seine Lust auf ihren Körper hatte sich nicht verflüchtigt. Im Gegenteil. Je länger er es hinauszögerte, desto größer und länger würde sein Vergnügen später mit ihr sein. Er stutzte, unterließ es aber, die Lider zu Schlitzen zusammenzukneifen. Wer hatte Anja so zugerichtet? Trotz des Bademantels und des Handtuchs erkannte er sofort frische Verbände und meinte, auch blaue Flecke und Schürfwunden zu sehen, auch wenn sie diese geschickt mit Haaren und Stoff zu verstecken versuchte. Irgendetwas war vorgefallen, was er trotz des abgehörten Telefonates zwischen View und Anja nicht mitbekommen hatte. War ihr Mann Uwe vor Ort? Hatte er mal wieder die Fäuste sprechen lassen?

Als sich Anja neben View setzte, schwamm er los. Weitestgehend außerhalb ihres Blickfelds, eine Bahn an ihnen vorüber. Sofort bemerkte er, dass der Plan nicht aufging. Die Geräuschkulisse in der Halle verschluckte beinahe jedes Wort. Also stoppte er einige Meter entfernt von ihnen, anstatt weiterzuschwimmen, und hielt sich am Ablauf fest, sodass sie, wenn überhaupt, seine Haare sehen konnten. Er nahm seine Taucherbrille zur Hand und stellte in aller Seelenruhe die Gummibänder auf seine Kopfgröße ein.

»Hallo. Ich bin View. Ihnen vertraut Anja also nun«, sagte View.

»Ich versuche nur, zu helfen und Mrs. Sommer beizustehen«, mischte sich der Fremde sogleich in typischer Manier ein. »Ich bin Ed Raulson, Sergeant Major, vom ...«

Hatte er es doch geahnt. Na, den würde er auseinandernehmen, wenn er erst einmal genau wusste, wo Eds Schwachstellen lagen. Wieder ein Fest, auf das er sich freuen durfte, sobald er mal Zeit für Freizeit hatte.

Er lauschte dem Gespräch. Irgendwie war es uninteressant. Das meiste wusste er schon. Nachdem View nach einer längeren Diskussion in Anjas Augen gesehen hatte, bestimmt, um sich zu vergewissern, dass Anja Florians Mutter war, und Steven Ed auf den Zahn gefühlt hatte, erzählte View vom Labor, der Flucht und über ihre Fähigkeit, mehr zu sehen als andere. Steven ergänzte mit Zacharys Geschichte. Ed schwieg, anscheinend etwas sprachlos und beeindruckt. Bei Anja liefen hingegen die Tränen.

»Ich würde gern woanders weiterreden«, sagte Steven plötzlich.

Er glitt tiefer ins Wasser und setzte sich die Taucherbrille auf, als hätte er die ganze Zeit versucht, sie passend und wasserdicht vor seine Augen zu bringen. Er erhaschte einen kurzen Blick. Sie standen bereits.

»Deshalb das Treffen in einer öffentlichen Badeanstalt.«

»Hier hat man es schwer, Dinge zu verstecken oder Gespräche aufzuzeichnen«, erwiderte Steven.

»Gut, gehen wir. Wohin?«

»Einfach nicht zu lange an einem Platz verweilen. In die Cafeteria.«

»Nach dem, was bisher alles vorgefallen ist, müsste ich Sie alle unter Polizeischutz stellen«, sagte Ed.

»Das tun Sie aber nur, wenn wir alle drei einwilligen«, erwiderte Anja mit brüskem Ton.

»Ich bin dazu verpflichtet.«

»Das ist eine Ausnahmesituation. Verstehen Sie das denn immer noch nicht? Wir können niemandem trauen.«

Seine kleine View war eben doch die Schlauste. Bloodhound schwamm gemächlich hinter ihnen her und ließ sich zurückfallen. Am Ende der Bahn stand

unübersehbar die Dicke von vorhin. Sehr gut. Er tat einen kräftigen Schwimmzug und rempelte Miss Torte an. »Oh.« Er rang nach Atem und hielt sie sanft am Unterarm fest, weil sie fast den Halt verlor. »Tut mir sehr leid. Ich hab dich beim Tauchen nicht gesehen.«

Sie errötete und sah auf seine Hand, die weiterhin sanft ihren Unterarm berührte. »Nicht schlimm, ist ja nichts passiert.«

»Doch, das war, ich meine ... Ich möchte es wiedergutmachen. Darf ich dich zu einem Getränk einladen? Trinkst du Kaffee oder lieber Tee?«

»Oh ... ich ... äh, Kaffee eigentlich.«

Er lächelte und ließ seine Hand bis zu ihrer Handfläche vorrutschen. »Ist das ein Ja?« Er nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen. Sie wechselte einen kurzen Blick mit ihrer unscheinbaren Freundin und nickte zögerlich. »Wunderbar. Ich bin Max.«

»Milli.«

Er zog sie durchs Wasser mit sich. »Der Kaffee hier ist nicht die Krönung, aber vielleicht hast du später ja noch Zeit für einen leckeren außerhalb des Bades.« Wo waren sie abgeblieben? Hinterste Ecke. Natürlich. Steven und Ed mit dem Blick nach vorn, alles im Visier. Seal und Sergeant Major. Es wurde langsam wirklich interessant. Endlich richtige Gegner. Er liebte Herausforderungen.

Bloodhound holte rasch sein Handtuch und schlen- derte mit Milli ins Café. Er wählte den nächstgelegenen Tisch zu den vieren, der glücklicherweise unbesetzt war und hinter einem dicken Stützpfeiler um die Ecke stand. Die meisten Tische waren von Besuchern jeglichen Alters in Schwimmbadkleidung besetzt. Familien, Verliebte, Senioren. Er fiel unter den vielen Männern und Vätern nicht auf. »Bitte.« Er zog Milli den Stuhl zurecht. »Ich hole eben mein Geld aus dem Spind. Dauert nur eine Minute.«

Als Ed für die vier bestellte, war er bereits zurück am Tisch und ließ auch für Milli und sich einen Kaffee kommen. Milli hatte schon schüchtern begonnen, ihm stolz von ihrem Leben mit ihren Hunden zu erzählen. Ein Zwergspitz namens Seppi, ein Chow-Chow, der Löwe hieß, und ein Eurasier, den sie von der Straße hatte, und der deshalb nur liebevoll Doggy genannt wurde. Na wunderbar. Menschen waren doch alle gleich. Sie hatten das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und wenn man ihnen das Gefühl gab, sich ein wenig für sie zu interessieren, redeten sie ohne Punkt und Komma. So konnte er ab und zu lächeln, zustimmend brummen und sich voll und ganz auf das Gespräch am Nebentisch konzentrieren.

Anja stand auf und verließ das Café. Jetzt hatte er doch etwas verpasst. Was hatte sie vor? Gespannt wartete er auf ihre Rückkehr.

»Ah, da bist du schon wieder. Dank dir. Dann wollen wir mal sehen.«

Er konnte aufgrund des Pfeilers und der Lage um die Ecke nichts sehen, aber er hörte, leider mehr schlecht als recht, wie der Sergeant Major etwas Plastikartiges auf den Tisch legte und dann unterdrückt fluchte. Ein Bulle, der vor anderen fluchte? Er musste bereits emotional in die Sache verstrickt sein. Anja? O ja, es würde Spaß machen, sie alle zu Tode zu hetzen. Schließlich war er ein Bluthund und kein Nullachtfünfzehn-Killer. Am besten berichtete er Mayderman davon, damit sich der Aufwand auch finanziell lohnte. Der würde sich freuen, zu hören, dass ihn der Bloodhound vor den Behörden beschützt hatte. Falls dieser Ed überhaupt offiziell hier war. Er bezweifelte es. Alles klang eher nach einer privaten Unterredung, bei der nicht die Polizei das Sagen hatte.

»Sie werden abgehört, Anja. Wie ich erwartet habe.«

Ah, jetzt wusste er, was Anja geholt hatte. Ihr Handy. Der Kerl hatte es zerlegt. Na, dann ermittle mal schön. Er

würde weder eine Seriennummer noch Fingerabdrücke finden.

»Wenn ich mich nicht irre, werden diese Sender beim Militär verwendet.«

»Auch«, mischte sich Steven ein, »ebenso in der radikalen rechten Szene. Anja? Alles in Ordnung?«

»Sie sind weißer als jedes Laken«, sagte Ed besorgt.

»Ich hab euch alle in Gefahr gebracht.«

Bloodhound lächelte Milli an, als alle am Nebentisch anfangen, Anja zu beruhigen. Schließlich war View auch verfolgt worden. »Wir sollten uns Hilfe holen. Man wird uns doch helfen, oder, Ed?«

»Hallo?«

»Ja, Milli?«

»Na, wenigstens hast du meinen Namen behalten.« Sie erhob sich schwungvoll und stieß dabei mit dem Hintern den Stuhl um. Er fing ihn noch gerade mit einem gestreckten Fuß ab, damit er nicht auf den Boden schepperte. »Du hörst mir überhaupt nicht zu und bist mit deinen Gedanken sonst wo.« Was kam denn nun? Er hatte vielleicht einmal kurz nicht zugehört und schon fuhr sie wie eine Furie auf. Das hätte er ihr nicht zugetraut. Er hob beschwichtigend die Hände. »Ich bin vielleicht dick, einsam und verzweifelt, aber nicht blöd. Wozu brauchst du mich? Um den Kaffee zu bezahlen?«

Er hörte förmlich, wie sich vier Menschen auf Stühlen zu ihnen herumdrehten, ohne es zu sehen. Drei davon waren ihm bereits begegnet. Wie gut, dass seine Tarnung immer perfekt war und wie gut, dass der Pfeiler und die Ecke ihn schützten. Dennoch Bullshit. Das würde Milli ihm büßen. Er stand gemächlich auf und ging Milli hinterher, die davonstapfte. Noch mehr Aufsehen. Verdammt! Er drückte dem jungen Kellner einen Schein in die Hand und stahl sich davon. Man musste auch wissen, wann es zu heiß wurde.



Eleonore setzte sich die getönte Brille gegen die schon leicht schräg stehende Sonne auf, startete den Kleinwagen und fuhr langsam in Richtung Ortsausgang von Cáorle. Sie hatte lange genug vor »Marianis Schmuckdesign« geparkt und auf das goldene Schild über den Schaufenstern gestarrt. Das Leben ging seinen Gang, auch wenn sie nicht mehr daran teilnahm. Auch wenn ihr Sohn und seine Frau tot waren. Auch wenn sie Joy immerzu vermisste.

In Italien fühlte sie sich am wohlsten, hatte Kraft in der Nähe ihres alten Hauses und des verwilderten Gartens getankt. Durch das Eingangstor, das ihr Grundstück sicherte, ging sie nie. Sie traute sich zu, genau dort dann zusammenzubrechen, weil Erinnerungen an die schönsten Zeiten ihres Lebens hochkamen. An Bastelstunden und Spielenachmittage mit der kleinen Joy und an romantische Stunden mit Alejo. Das Eigentum hatte sie an ihn übertragen und er ließ das Grundstück mehr schlecht als recht instand halten. Wahrscheinlich ahnte er, dass sie vorbeisah, und wollte sie damit zwingen, zurückzukehren, wieder Hand an den Garten zu legen, wie sie es ihr bisheriges Leben lang mit Vorliebe getan hatte.

Ihre Nachricht an Joy lag gewiss noch dort, wo ein jeder sie finden, aber ausschließlich Joy sie lesen konnte. Falls sie jemals nach Hause zurückkehrte.

Obwohl sie hatte herausfinden können, dass die Augenkrankheit – ob nun durch einen Rachegott oder durch einen Virus verursacht – in Kanada ausgebrochen war, hatte sie entschieden, mit ihrem gefälschten Pass nicht dorthin zu reisen. Zum einen fand sie keine eindeutige Verbindung zu Joys Gabe, zum anderen brachte es ihrer Enkelin nichts, wenn sie hinter Gittern saß. Zudem konnte Joy inzwischen überall sein.

Falls sie inzwischen aber nicht völlig durchdrehte, spürte sie, dass etwas im Gange war. Und darauf wollte sie vorbereitet sein. War sie auch. Egal, wer sich ihr entgegenstellen würde, sie würde kämpfen und töten, wenn es sein musste.



Zac dachte bewusst und angestrengt. Er stellte sich genau vor, was Ben tun sollte, und gab den stummen Befehl an ihn weiter.

Ben streckte den Rücken, nahm eine Hand von der Reling des Schnellbootes und richtete genüsslich seine Genitalien. Zac konnte sich das Grinsen nicht verkneifen. Es funktionierte. Das war niemals ein Zufall. Er hatte Ben bereits einige für ihn untypische Dinge tun lassen, ohne dass es ihm aufgefallen war. Ben bemerkte nicht einmal, in manchen Momenten keinen freien Willen mehr zu haben. Faszinierend.

Und erschreckend zugleich.

Immer deutlicher sah Zac vor sich, was Mayderman mit der Menschheit vorhatte, und wofür er die fünf Sinne missbrauchen wollte. Leider hatte Ben nicht so viel über die Abläufe im Labor berichten können, wie er gehofft hatte. Stattdessen erzählte Ben immer wieder von View. Es ging Zac unsagbar an die Nieren, wie hilflos das Mädchen den überlegenen, gewissenlosen und gerissenen Teufeln ausgeliefert gewesen war. Es drängte ihn, sie endlich zu finden. Mit jeder Sekunde, die verstrich, fühlte er sich schuldiger. Es war richtig gewesen, sie aus dem Labor zu locken, sie von all dem Schund zu befreien, den man ihr eingetrichtert hatte, sie daran zu erinnern, dass sie nicht View hieß und nicht war, wer sie zu sein glaubte. Aber bei Gott, der Preis war viel zu hoch, wenn sie dabei draufging. Er ertrug es kaum, nicht bei ihr zu sein, seitdem

er wusste, dass es doch noch Anlass zur Hoffnung gab. Nach der Woche mit View hatte er sich strikt untersagt, an sie zu denken. Nun aber durfte er es und tat es auch. Sie schwirrte immerzu durch seine Gedanken. Ihr Lächeln, ihre Anmut, ihr Eigensinn, ihre Courage, ihre Sanftheit, ihr gutes Wesen. Sie musste einfach noch am Leben sein, und er würde für sie kämpfen, tun, was in seiner Macht stand. Ihr erklären, warum sie ihn nicht hatte berühren dürfen und können, was sie zweifellos immer wieder gewollt hatte. Verdammt! Wenn er doch nur den leisesten Hauch einer Chance hätte, ihr als Mensch aus Fleisch und Blut gegenüberzutreten. Ihr als Mann zu begegnen. Sie als Mann zu berühren, sie zu küssen ...

Aber all dies blieb ihm wohl auf ewig verwehrt, auch wenn er sich noch so sehr nach einer zärtlichen Umarmung sehnte.

Also gab es nur das eine, was er tun konnte. Er wollte bei ihr sein, ihr beistehen. Wollte sehen, dass sie lebte, sich erinnert hatte. Und wenn sich dieser Wunsch nur durch Ben erfüllen ließ, begnügte er sich eben damit. Nein, damn! Nein! Es schmerzte ihn zu sehr. Er wollte mehr, brauchte mehr! Der tief in ihm verwurzelte Wunsch wütete heiß in seinem Herzen, sie eigenhändig zu beschützen, sie auch zu fühlen, sie zu schmecken, sie zu lieben ...

Zac schloss entnervt die Augen. Jetzt gab es nur zwei Dinge zu tun. View schnellstmöglich finden und dann gleich zur Polizei. Sie würde Bens Aussage bestätigen und vielleicht würden sie ihn und die anderen noch rechtzeitig aus dem Labor befreien, bevor Max ihn und vielleicht auch die anderen umbrachte. Zac wusste allzu genau, dass es auch in dem unwahrscheinlichen Fall seiner Rettung keine Zukunft für ihn mit View gab. Welche Frau verliebte sich und verbrachte ihr Leben mit einem Mann, den sie weder sehen noch berühren konnte? Lächerlich, aber er bekam seine Gedanken und tiefen Gefühle diesbezüglich nicht in den Griff. Sie beherrschten

ihn, vereinnahmten ihn und ließen ihn nicht los. Eine völlig neue Erfahrung, sonst hatte er sich stets eisern beherrschen können und jederzeit unter Kontrolle gehabt.

Gott, hoffentlich ging es ihr gut, sonst drehte er noch durch. Seine Emotionen schleuderten seine Gedanken umher, in seinem Inneren tobte ein Orkan der Empfindungen, der es unmöglich machte, irgendwo Halt zu finden. Er sorgte sich, musste sich irgendwie ablenken, aber leider konnte er sich nicht mehr offen mit Ben unterhalten, seitdem sie das Schnellboot gechartert hatten und über das Wasser rasten. Der Eigentümer würde Ben wohl kielholen oder an Bens Verstand zweifeln, wenn er ständig Selbstgespräche führen würde. Deshalb hatte er Ben die vergangene Stunde erzählt, wer er war, was er über das geheime Laboratorium, Max und Moonbow wusste.

»View hat es nicht verdient, so behandelt zu werden«, murmelte Ben. Der stramme Fahrtwind und das Rauschen des Meeres trugen seine Worte fort gen nahenden Sonnenuntergang. Der Kapitän konnte sie unmöglich hören. »Sie ist so lieb und sensibel. Viel zu gutmütig für all das Schlechte in der Welt.«

Genau so hatte Zac sie auch kennengelernt und erlebt. Es schmerzte unsagbar, über sie zu reden, ohne eine Ahnung zu haben, ob sie wohlauf oder ob sie verletzt oder vielleicht sogar schon tot war. Ob sie dachte, er wäre in der Sturmnacht ertrunken? Ob sie ihn auch vermisste wie er sie? Mein Gott, hörte diese Grübelei denn nie auf? Er brummte Ben zustimmend in den Kopf.

Der Motor wurde gedrosselt. Zac sah sich wie Ben um. Weit und breit keine Insel, kein Land, nur hohe dunkle Wogen, das endlose Meer.

»Was ist los?«, rief Ben Richtung Kapitän.

»Alles okay. Muss nur kurz pinkeln.«

Ben lachte und drehte sich wieder nach vorn. »Eine Alkoholfahne hatte der Alte aber nicht, oder?«

»Hab nichts gerochen. Er kam mir nur etwas kauzig vor.«

»Ja, mir auch.« Ben grinste, doch seine Miene verdüsterte sich sofort wieder. »Wie weit ist es noch?«

»Schon noch ein paar Stunden. Wir sind in Kanada, da sind die Entfernungen bis zum nächsten bewohnten Fleckchen Erde beträchtlich.«

»Hältst du so lange durch?«

»Für View tu ich alles«, sagte er resolut mit einer gewissen Schärfe in der Stimme.

»Oh.«

Da hatte er wohl etwas impulsiv geantwortet. Egal, nun war es heraus.

»Das ist gut«, sagte Ben schlicht. »Und danach gehe ich mit euch zur Polizei, damit wir in Sicherheit sind.«

»Hoffen wir, dass sie euch weiterhelfen.«

»Warum sollten sie nicht? Das ist alles mehr als illegal. Das sind kriminelle Vorgänge dort oben im Labor und wir haben genügend Beweise gegen sie.«

»Das weiß ich alles. Aber Max ist kein Idiot. Er hat bestimmt einflussreiche Kontakte in mächtigen Positionen. Sonst wäre er längst aufgefliegen.«

»Bestimmt läuft sein Labor unter dem Deckmantel seiner Kette«, sagte Ben.

»Das ...« Zac sah etwas heransausen und spürte gedämpft den schädelspaltenden Schlag auf Bens Kopf. Bens massiger Körper sackte zu Boden. Er röchelte, seine Lider flatterten. »Ben!« Der alte Kapitän hatte ihn mit einem Baseballschläger niedergestreckt. »Ben«, brüllte Zac. »Ben, komm zu dir! Steh auf!« Zac wurde speiübel. Die Kraft wich aus seinem nicht vorhandenen Körper. »Nein, Ben! O Gott, Ben!«

Der Bootsbesitzer hievte den schweren Anker heran, wickelte die dicke Eisenkette um Bens schlaffen Körper und verschnürte sein Leben mit dem sicheren Tod.

Vor Zacs Augen flimmerte es. »Ben«, flüsterte er. »O Ben. Nein, nicht. Das darf nicht sein.«

Der Kerl löste die Kette an der Ankerwinde und schob Ben mit dem an ihm festgeketteten Anker über den Rand des Bootes. Mit einem gewaltigen Aufklatschen schlugen sie auf der Wasseroberfläche auf. Sie sanken rasend schnell in die düstere Tiefe des Ozeans.

Bens Todesurteil.

Zac mit ihm.

Der letzte Blick in die Augen des Mannes auf dem Schnellboot verriet ihm, wer Ben kaltblütig ermordet hatte.

»Hallo, mein Lieber.«

Zac zuckte unter den freundlichen Worten der ihm nur allzu gut bekannten Stimme zusammen. Eisige Kälte überschwemmte ihn, lähmte ihn. Von außen, von innen. Er war gerade mit einem Freund zusammen gestorben, fühlte noch die schwachen Herzschläge, das Rieseln des Salzwassers in Bens Lungen. Den allerletzten Schlag seines guten Herzens.

Zac holte tief und verzweifelt Luft, die er zum Glück bekam. War es wirklich Glück? Klimatisierte, saubere, wohltemperierte Luft strömte in seine Lungen.

Keuchend riss er die Augen auf, fühlte seinen kraftlosen Körper, die harten Fixierungen, die Krämpfe in den Muskeln und tiefste Verzweiflung, die seine Seele zu bezwingen drohte.

»Nun, habe ich dir nicht gesagt, du sollst nicht derart überheblich sein?« Max beugte sich dicht über sein Gesicht. »Es gibt nichts, was mir entgeht und nichts, was sich meinem Einfluss entzieht. Ich bin sicher, selbst du wirst das irgendwann begreifen, Touch.«

Zacs Lippen zitterten unkontrolliert. Vor unbändiger Wut. Vor glühender Trauer. Vor unendlicher Furcht. Ben war tot. View würde sterben. Er konnte nichts mehr

ändern. Es war endgültig aus und vorbei. Ohnmacht und Hilflosigkeit fraßen sich kalt wie Trockeneis und ätzend wie Säure durch seine Eingeweide. Er fühlte nur Schmerz, tiefen, reinen, lähmenden Schmerz.

Max ging zur Tür, drehte sich aber noch einmal zu ihm um. »Dein Körper, Zac, wird mein Laboratorium niemals wieder verlassen. Dein Geist war von Anfang an sowieso völlig unbedeutend.«

Die Tür glitt kaum hörbar zu.

Zwei Jahre lang war er stark gewesen, hatte gekämpft, hatte geglaubt, sie würden ihn niemals brechen, sie könnten ihn nur zwingen.

Er hatte sich getäuscht.

Tag 12

das

»Schläfst du?« Seit gefühlten Stunden versuchte View, einzuschlafen, doch ihr ging zu viel im Kopf und im Magen herum.

Die Polizei hatte sie in einem Mittelklassehotel ein wenig außerhalb der Stadt untergebracht, nachdem sie dem Sergeanten Major ihr Einverständnis gegeben hatten, ihre Geschichte mit seinem Vorgesetzten zu besprechen. Sie hatten den Mounties alles ausführlich berichtet. Die beiden hatten sich danach zurückgezogen, um über den Fall zu reden und sich zu beraten, während Anja, Steven und sie ausgiebig geduscht und auf dem Zimmer die Speisekarte einmal rauf und wieder runter bestellt hatten. Doch neben den Sorgen um Zac und die anderen belastete sie noch etwas anderes. View hatte das dringende Bedürfnis, darüber zu reden, obwohl es mitten in der Nacht war.

»Nein, ich kann einfach nicht einschlafen.« Anja drehte sich in ihrem Bett. Die Bettdecke raschelte. »Dabei müsste ich eigentlich tot umfallen.«

»Wie geht es dir denn?«

»Ach, das alles wird verheilen.«

Durch ihren kurzen Blick in Anjas Augen wusste sie von ihrer schweren Vergangenheit, von ihrem trinkenden und prügelnden Mann Uwe und ihrem geliebten Sohn Florian. Florian, der war wie Zac und sie. Zac, dessen eisblaue Augen sie tagsüber und nachts im Traum verfolgten, seitdem sie sie in Stevens Erinnerungen gesehen hatte. Nein, sie durfte nicht über Zac nachdenken und über die Gefahr, in der er schwebte. Sie betete dafür, dass irgendjemand, vielleicht der liebe Gott, seine schützende Hand

über ihn hielt und über ihn wachte, bis die Polizei ihn befreien konnte. Sie musste sich auf ihre Situation und das weitere Vorgehen konzentrieren, damit sie den Blick für das Wesentliche nicht verlor. Denn ein inzwischen grelles Warnsignal in ihr schien sie penetrant zu alarmieren. Sie hatte nur noch keinen Schimmer, weshalb.

Ohne das von Anja zugelassene Eintauchen in ihre Seele im Schwimmbad hätte sie Anja sicher nicht so rasch vertraut. Es war noch neu und ungewohnt für sie, die Mimik ihrer Gegenüber zu sehen, sich nicht mehr nur auf ihr Gefühl, sondern auch auf ihr normales Augenlicht zu verlassen. Das Gesagte und die dazugehörige Miene schienen nicht immer zusammenzupassen und das verwirrte sie ein ums andere Mal. Sie musste sicher noch lernen, ihre Eindrücke besser einzuordnen. Aber sie vertraute ihrer Gabe und so gab es in diesem Moment nichts, was sie Anja nicht erzählt hätte. Sie kannte die fremde Frau besser als jeden anderen. Selbst wenn sie ihr Gedächtnis vollständig zurückgewonnen hätte, sich an ihre Eltern, Freunde oder Verwandte erinnern würde, wusste sie genau, es stimmte. Sie hatte Anja in die Seele sehen dürfen, besaß Einblick in ihre sehnlichsten und geheimsten Wünsche und in ihre tiefsten Ängste, die sie aufgrund ihrer Vergangenheit fest umklammert hielten. Ebenso wie die von Steven lagen sie wie ein offenes Buch vor ihr. Der Ex-Seal schlief seit Stunden hoffentlich fest im Nebenzimmer und erholte sich, nachdem er sich hatte ärztlich versorgen lassen.

View drehte sich Anja im Halbdunkel zu. Mondlicht drang durch den fast zugezogenen Vorhang vor dem Balkonfenster. Anja versteckte ihre seelischen Wunden wie die körperlichen, sobald sie unter Menschen kam, aber ein blutunterlaufenes blaues Auge, Kratzer auf der Wange, einen Verband an dem einen und einen Gips an dem anderen Handgelenk konnte man nicht verbergen.

»Ich habe ein seltsames Gefühl.« View stockte. Das klang dämlich, aber wenn sie mit Anja nicht über Seltsames reden konnte, mit wem dann?

»Ich weiß, was du meinst. Mir geht es genauso.«

»Es ist, als würde ich in einer Falle sitzen. Als liefe etwas schief oder an mir vorbei.« View druckte ein wenig herum und hob die Bettdecke etwas an. »Darf ich ...?«

»Klar. Komm rüber.«

View atmete erleichtert durch. Das war so intim, aber irgendwie auch völlig normal. Sie schlüpfte aus dem Bett und zu Anja unter die dünne Decke. Anjas Haar roch frisch gewaschen und nach Vanille. Ein Hauch von einer Creme und Zahnpasta umging sie, dazu der Geruch nach einer Schmerzsalbe. Auch sie war von einer Polizeiarztin untersucht und behandelt worden.

»Ich werde dir helfen, View. Wenn ich kann«, flüsterte Anja. »Es ist eigenartig, du bist für mich wie Flos Schwester, ihr tragt dasselbe Schicksal. Schade, dass du Flo nie kennengelernt hast.«

»Ich weiß nur das, was Zac mir von ihm erzählt hat. Aber wir werden beide dort rausholen und auch die anderen. Wir müssen es schaffen. Jetzt haben wir doch endlich Hilfe.«

»Ich hoffe, mein Gefühl trägt mich, View, aber ich traue der Polizei irgendwie nicht. Vielleicht liegt es auch an mir, bestimmt sogar, aber ich werde dieses dumme Gefühl nicht los, dass etwas nicht stimmt.«

»Vertraust du Ed denn nicht? Du hast ihn doch eingeweiht und mit ins Schwimmbad gebracht.«

»Ach, View. Ich weiß es auch nicht. Ja, irgendwie vertraue ich ihm, aber auf der anderen Seite hat mich das Leben gelehrt, dass man niemandem trauen darf.«

View nickte nur.

»Ich glaube, der Sergeant Major mag mich und bemüht sich sehr, aber er hat auch noch Vorgesetzte.«

»Die müsstet doch alle daran interessiert sein, ein Verbrechen aufzuklären.«

»Tja, View, im Prinzip hast du recht, aber sieh dir die Welt an. Immer wieder hört man von kriminellen Organisationen, die bis in höchste Instanzen gedeckt werden. Viele Menschen denken nur an sich und tun alles, um sich zu bereichern. Die wenigsten sind ganz ehrlich und handeln moralisch korrekt. Das ist leider die Welt, in der wir leben.«

»Ja, langsam denke ich das auch. Ich dachte immer, die meisten Menschen wären anders, wollen helfen und Gutes tun.«

View hieß Anjas Arm willkommen, der über ihrer Schulter lag und sie mütterlich drückte. Sie fühlte sich geborgen, Tränen wollten aufsteigen.

Anja seufzte und zog sie fest an sich. Sie erzählte von einem unbeabsichtigt mitgehörten Gespräch zwischen Ed und einem FBI-Beamten, in dem die beiden beschlossen, ihr nichts von Flos mutmaßlichem Entführer namens Bloodhound zu erzählen.

»Vielleicht wirklich, um dich zu schützen. Außerdem haben sie sicher ihre Vorschriften.«

»Vielleicht. Zumindest hat Ed mich vor meinem Ex beschützt. Dass Uwe so weit geht, hätte ich nie für möglich gehalten. Aber ich hätte es wissen müssen. Er ist krank, besessen und schreckt jetzt nicht einmal vor Mord zurück.«

»Scheißkerl.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Haben sie deinen Mann denn schon gefunden?«

»Nein, leider noch nicht. Sein Handlanger, der mich überfallen hat, wird noch operiert und kann deshalb nicht vernommen werden. Es wird intensiv nach Uwe gefahndet.«

»Gut. Na, hier bist du erst einmal in Sicherheit vor ihm.«

»Ja. Es weiß ja keiner sonst, dass wir hier untergebracht worden sind, und bewacht werden wir auch, denke ich zumindest.«

»Traust du Ed nun oder nicht?«

»Hm, ihm ja, aber keinem anderen. Wir wissen nicht, wer in der Sache mit drinhängt. Es ist unwahrscheinlich, dass es jemand bei der Polizei ist, aber wir haben auch keine Ahnung, wohin und an wen Informationen gelangen. Wir sind wohl die Einzigen, die bis jetzt von allem wissen. Und ohne Beweise haben wir nicht viel in der Hand. Das Labor liegt irgendwo abgelegen in den Bergen, wir wissen nicht einmal genau wo, alles vermutlich gut getarnt. Und wer weiß, wie mächtig die Drahtzieher sind. Wenn wir uns an den Falschen wenden, ist's aus. Bestimmt hat dieser Max diesbezüglich vorgesorgt, sonst wäre er längst aufgefliegen. Das macht mir Angst. Die Welt verändert sich ständig, wird mehr und mehr von einzelnen Reichen regiert, manipuliert und ausgenutzt, aber wenn er es schafft, auf die Sinne des Menschen zuzugreifen, dann ...«

»... würde er früher oder später die Welt ausnahmslos beherrschen«, beendete View Anjas Satz, und sie schwiegen eine Weile. »Ich hätte dem Sergeanten Major in die Augen sehen sollen.«

»Sicher hast du recht. Wir wüssten, was für ein Mensch er ist, und das wäre immens wichtig für uns, aber du musst auch an dich denken. Ich weiß nicht, wie es dir dabei geht. Meinst du, es könnte dir schaden, das noch mal zu machen?« Anja streichelte ihr sanft über das Haar.

View hatte den Gedanken auch schon gehabt, dass sie es nicht zu oft tun durfte. All die Erlebnisse anderer Menschen, ihre Vergangenheiten, Erinnerungen, Zukunftsträume und Befürchtungen machten sie nachdenklich und belasteten sie sehr. Ein Ventil, fremde Eindrücke zu verarbeiten oder sie wieder loszuwerden, aus ihrem Kopf zu löschen, gab es wohl nicht.

Die körperliche und seelische Nähe zu Anja tat unendlich gut. Das Gefühl, berührt zu werden – es zerriss View beinahe das Herz. Sie kannte das Gefühl der Geborgenheit von früher, aber die Leute aus dem Labor hatten es ihr weggenommen, weil eine View mit einem eigenständigen Charakter, einer Vergangenheit, die sie vermisste, nicht in ihre Pläne gepasst hätte.

Unglaublich, aber wahr. Wenn sie jetzt an ihre Grandma Eli dachte, spürte sie, wie sehr sie sie tatsächlich liebte. Unfassbar, dass man es im Labor geschafft hatte, sie und alle anderen Menschen in ihrem Leben vergessen zu lassen. Sie mussten Flo, Zac und die anderen, wenn es sie gab, unbedingt aus dem unterirdischen Gefängnis befreien. Für Anja, für Steven, für sich selbst und alle Menschen, die nicht Opfer solch böser Machenschaften werden durften. Morgen würde sie Ed Raulson Druck machen, sie durften einfach nicht noch weitere wertvolle Zeit verstreichen lassen. View schluckte schwer. Es war eigenartig, wie nahe ihr Zac in der einen Woche gekommen war.

View zuckte plötzlich ebenso wie Anja zusammen. Jemand machte sich am Schloss der Verbindungstür zu schaffen. Anjas Griff um ihre Schulter wurde fester, sie zog View beschützend an ihre Brust. Anjas Körper war angespannt, ihr Puls klopfte kräftig in Views Rücken.

Die Tür öffnete sich fast unhörbar und schloss sich wieder. Eine Gestalt betrat geduckt ihren Schlafraum. Sie blieb vor Views Bett stehen, beugte sich nach vorn und räusperte sich.

»Bist du verrückt, uns so zu erschrecken?«, wisperte View.

»Ach, da seid ihr.« Steven kam näher und ging vor Anjas Bett in die Hocke. Er sagte nichts dazu, sie beide in einem Bett vorzufinden. View spürte irgendwie, warum er zu ihnen gekommen war, dass sein Besuch einen unerfreulichen Grund hatte.

»Du hast ein ungutes Gefühl?«, fragte sie.

Steven nickte. Das Halbdunkel warf düstere Schatten auf sein ernstes Gesicht. »Mehr als das. Ich konnte nicht schlafen und habe mich ein wenig umgesehen. Es stehen Polizisten vor unseren Türen.«

»Zur Sicherheit.«

»Könnte man meinen. Sie haben aber auch unsere Sachen durchsucht, während wir geduscht haben.«

»Was? Woher weißt du das?«, fragte Anja.

»Die Kassette ist weg.«

»Zacs Kassette?« View richtete sich auf.

»Ja, genau die. Ich habe dir ja vorhin gesagt, dass ich sie mir erst einmal allein anhören wollte, deshalb haben wir sie der Polizei gegenüber nicht erwähnt. Tja, und jetzt ist sie weg.«

»Kannst du sie nicht einfach verloren haben?«

»View, ich hatte sie in der geschlossenen Innentasche meines Hemdes. So etwas Wichtiges verliere ich nicht.«

»Entschuldige, war nur ein Gedanke.«

»Schon okay. Wie geht's euch denn?«

»Danke, es geht so. Wir konnten aber auch nicht schlafen.«

»Und habt deshalb gekuschelt?« View hörte sein Schmunzeln heraus.

»Wir haben eher getuschelt, Steven«, sagte Anja leise. »Ich habe mich nämlich auch schon gewundert, als ich in Eds Büro war. Vom Provinzbullen zur Bundespolizei des Justizministeriums? Ohne eine richtige Befragung, ohne Beweise?« Anja erzählte von dem belauschten Gespräch zwischen Ed und dem FBI-Beamten, das sie natürlich in Eds Gegenwart nicht erwähnt hatte.

»Shit!« Steven fuhr sich über die Bartstoppeln. »Hab ich's doch vermutet. Das stinkt zum Himmel. Da läuft hinter den Kulissen viel mehr, als wir vermuten.« Er schüttelte den Kopf.

Anja seufzte herzerreißend. »Was bedeutet das für uns?«

»Das Ganze muss so groß sein, dass das FBI schon länger an der Sache dran ist und irgendwo ermittelt. Ich fürchte nur, das könnte für Zac und die anderen zu spät sein. Mein Junge hat nicht die Zeit für Kompetenzgerangel zwischen verschiedenen Behörden. Außerdem verfolgen sie meistens ein bestimmtes Ziel. Ich weiß leider aus früheren Fällen, dass nicht immer die Opfer die höchste Priorität haben. Man weiß nie, ob jemand von oben, aus welchen Gründen auch immer, die Ermittlungen blockiert. Und wie sie uns hier isolieren, gefällt mir überhaupt nicht. Ich mag mich täuschen, aber das alles dient nicht nur unserer Sicherheit. Wie auch immer, ich traue den Leuten nicht. Wir müssen hier raus und einen anderen Weg finden. Ich muss euch nicht sagen, was sie vielleicht in diesem Moment mit Zac anstellen, um ihn zum Reden zu bringen.«

»Oder zum Schweigen«, murmelte Anja.

»Du meinst, sie haben uns eigentlich eingesperrt? Wie kommst du darauf?«, fragte View.

»Als ich vor die Zimmertür wollte, wurde ich wieder hineingeschickt. Die Befragung durch den FBI-Agenten hat ohne Zeugen stattgefunden, und als ich entdeckt habe, dass die Kasette weg war, habe ich entschieden, mich nicht im Krankenhaus behandeln zu lassen. Ich wollte bei euch bleiben, weil mir das alles sehr seltsam vorkam.«

»Hier passiert einiges Seltsames.«

View nickte. »Sehe ich auch so.«

»Auf jeden Fall fällt mir ein Stein vom Herzen«, brummte Steven. »Ich hatte schon befürchtet, wieder als paranoid abgestempelt zu werden.«

View streckte die Hand unter dem Laken hervor und legte sie auf Stevens Schulter. Unnatürliche Schwäche vibrierte durch die Nerven ihrer Finger zu ihr. »Nein, Steven.

Du hast völlig recht. Wir dürfen uns auf niemand anderen verlassen. Nur uns können wir vertrauen. Anja und ich wurden nicht vom FBI vernommen. Warum? Auch schon wieder eigenartig, finde ich, aber vielleicht ist es normal, dass die sich überall einmischen. Kennt man ja aus Filmen. Aber echt, wir brauchen Hilfe. Am besten türmen wir sofort. Oder ich und hole rasch welche. Was meint ihr?«

Steven räusperte sich. Man hörte förmlich, wie er mit sich rang. »Am liebsten würde ich euch beide in Sicherheit bringen, euch mit meinem Leben beschützen, Zac und die anderen sofort aus ihrem Martyrium befreien, doch mein verdammter Verstand sagt, dass das ein Fehler wäre. Wenn die Polizei oder auch nur einer der Leute mit drinhängt, und du ihnen sagst, wo das Labor ist, werden wir die Kinder niemals retten und Max stürzen.« Er zog etwas aus seiner Hosentasche und drückte es View in die Hand. »Das wirst du brauchen.«

»Oh! Ein Fünfundzwanzigdollarschein?« View spürte mit einem Mal bleierne Müdigkeit und gleichzeitig einen puren Adrenalinschub, was sie innerlich gefühlt auseinanderriss. Das konnte nur eines bedeuten. »Ich soll allein gehen?« Ihre Stimme versagte beinahe, ihre Gedanken rasten. Dafür konnte es nur eine Erklärung geben. »Du bist doch schwerer verletzt, als du die ganze Zeit zugegeben hast.«

Steven rang weiterhin mit sich.

»Sprich, Steven. Spiel nicht den Helden, sondern spuck's aus«, zischte Anja.

»Es war kein Streifschuss, View. Die Kugel steckt noch drin.«

»Warum hast ...?«

»Schhhht. Nicht so laut, View.«

»Warum hast du dich nicht sofort untersuchen lassen? Das ist doch gefährlich«, wisperte sie.

»Ich bin ein vorsichtiger Mensch und misstraue erst einmal jedem.«

»Aber ...«

»Das sollte als Erklärung genügen, View. Es soll niemand wissen, dass ich mich kaum auf den Beinen halten kann. Es ist ein Risiko, seinem etwaigen Feind seine Achillesferse zu offenbaren. Ich habe Fieber und werde es morgen nicht mehr verbergen können. Die Kugel muss bald raus.«

»Ich finde nicht, dass es genügt«, sprach View leise, aber hektisch weiter. »Du spielst mit deinem Leben. Okay, du willst keine Schwäche zeigen. Verstehe ich. Jetzt bist du aber viel schwächer, als wenn du dich gleich hättest von der Polizei geschützt behandeln lassen.«

»Weißt du, wie man sich als Vater fühlt, wenn man machtlos gegenüber etwas ist? Wenn einem die Frau und das Kind gestohlen werden, obwohl man beide hätte beschützen sollen?«

View atmete tief durch.

»Ich hatte und habe ein sehr ungutes Gefühl und ein paar Indizien, die dafür sprechen, dass wir dieses Hotel nicht lebend verlassen werden.«

View fühlte, was Steven beunruhigte, dennoch war sie nicht überzeugt und fand den unausgesprochenen Plan, die beiden hier zurücklassen zu müssen, nicht angenehm. »Nenne mir ein Indiz.«

Steven holte eine kleine Wasserflasche hervor und reichte sie ihr. »Die stand auf meinem Nachttisch.«

View besah sich die Flasche. Sie war noch versiegelt. Steven hatte sie also nicht geöffnet. View drehte das Plastik unter der Lampe. Die Flüssigkeit sah normal aus.

Steven tippte an einer bestimmten Stelle auf die Oberkante des Etiketts.

View hob die Flasche an. »Ein Einstichloch.«

Er nickte. »Ich vermute, irgendwer will mich tief und fest schlafen sehen. Wenn nicht gar mehr. Ihr habt noch nichts aus euren Flaschen getrunken, oder?«

»Nein«, sagte Anja. »Aber hier in meiner ist auch so ein Einstichsloch. Verflucht!«

»Ich lasse euch nicht aus den Augen, bis ...«

»Bis?«, fragte Anja zaghaft, weil Steven nicht weitersprach.

»Hey, schon gut. Ich mach's.« Steven hatte seine ehrenhaften Gründe, auch wenn sie diese nicht gänzlich nachvollziehen konnte. Er tat alles, was er meinte, tun zu müssen, um Zac und ihr und den anderen zu helfen. Würde sie ebenfalls. »Was soll ich tun?«

Steven sah sie eindringlich an und schüttelte den Kopf.

»Steven, denk an Zac. Er leidet – jetzt! Sprich mit mir. Sag, was du dir überlegt hast.«

»Also gut, ich möchte, dass du aus dem Fenster kletterst, die Fassade hinab, und in ein Internetcafé gehst. Dort suchst du einen bekannten Journalisten aus der Stadt. In Vancouver gibt es einige. Orientier dich an den lokalen Zeitungen, da wirst du schnell auf irgendeinen Namen stoßen, der regelmäßig auftaucht und der sich mit brisanten Themen befasst. Du rufst ihn an, triffst dich mit ihm und erzählst ihm alles. Falls er dir nicht glaubt, müsstest du ihm in die Augen sehen, ihm einen Spiegel vorhalten.« Er räusperte sich, sich offensichtlich im Klaren, was er von ihr verlangte. »Der Kerl soll sich Notizen machen oder es aufnehmen, es sicher hinterlegen, aber keinesfalls sofort verbreiten. Wir wissen nicht, was die im Labor unternehmen, wenn sie auffliegen. Das wäre zu riskant. Dann gehst du mit ihm zur nächsten Polizeistation. Er wird mitgehen, weil er eine große Story wittert.«

»Und dann?«

»Erzähl ihnen alles. Ein normaler Polizist wird nicht in diese Sache verwickelt sein. Es wird etwas dauern, bis das FBI auch diese Behörde informiert hat, dass sie das Sagen haben. Haben wir bis dahin genügend Zeugen und die Medien, wird alles bekannt und das Labor hochgenommen.«

»Was ist ...?«, begann Anja. View und Steven sahen sie erwartungsvoll an. Anja schluckte. »Was ist, wenn dieser Kerl, der euch verfolgt hat, vor dem Hotel ist und nur auf seine Chance wartet?«

»Darauf, dass ich aus dem Fenster steige? Aus einem bewachten Hotel?«

»Man kann nie wissen, View. Dennoch ist er seit der Verfolgungsjagd nicht wieder aufgetaucht. Ich glaube nicht, dass wir ihn abgeschüttelt haben, aber bestimmt hat ihn die Polizei verschreckt.«

»Ich mach's. Sagte ich doch schon.« Steven drückte ihr noch etwas in die Hand. »Wozu die Kreditkarte?«

»Falls du mehr Geld brauchst. Und noch das hier.« Er reichte ihr ein dunkelblaues Heftchen.

Canada. Ein Passport. View öffnete den Pass. Zac, ein wenig jünger, sah ihr teilnahmslos entgegen.

»Damit kannst du seine Identität beweisen, er gilt als vermisst, das macht deine Geschichte glaubhaft.«

Anja schniefte. »Ich habe Flos nicht bei mir. Er liegt ... er liegt ...«

Steven drückte ihren Arm. »Keine Ahnung, was die da draußen mit uns vorhaben, aber sicher ist, dass sie uns festsetzen und aus dem Weg haben wollen. Günstigstenfalls.«

Durch View fuhr ein Ruck. In Stevens Tonlage schwang eine Endgültigkeit mit, die ihr Angst machte.

»Wenn ich eher von dir gewusst hätte, hätte ich dir vielleicht einen Pass ...«

»Ich weiß, Steven«, unterbrach sie ihn rasch. Sie wollte nicht, dass er sich auch noch um sie sorgte, wenn sie nun ging. »Danke für dein Vertrauen und deine Hilfe.«

»Aber wir sind hier im vierten Stock«, warf Anja argwöhnisch ein.

»Ich weiß«, brummte Steven. »Es ist lebensgefährlich. Ich hätte es auch nicht vorgeschlagen, wenn es einen anderen Weg gäbe und die Zeit nicht so drängen würde. Wir

müssen jetzt handeln, während sie denken oder wer auch immer denkt, wir schlafen tief bis zum Morgen.« Steven schwankte. Er ließ sich auf die Seite nieder. Nun erkannte View deutlich die Schweißperlen auf seiner Stirn. Die Kugel in seinem Hintern musste eine Entzündung hervorgerufen haben. Er hätte sie sofort rausoperieren lassen müssen. Je eher sie verschwand, desto schneller konnte sich Steven behandeln lassen. Und Anja konnte mit ihrem gebrochenen Handgelenk und den geprellten Rippen sowieso unmöglich klettern. Sie würde es also tun müssen. Keine Frage. Sie stand auf und tapste zu den Klamotten, die Ed ihr besorgt hatte. Jeans, T-Shirt, Slip und BH. Sie steckte die Kreditkarte, das Geld und den Pass in die Jeanstasche. Sie ärgerte sich immer noch, Ed nicht in die Augen gesehen zu haben. Es wäre verflucht wichtig gewesen. Sie hätten sich an ihn wenden können, wenn sie sicher gewesen wären, ihm vertrauen zu dürfen. Ihr Gespür sagte ihr, dass der Sergeant Major ein Mann mit dem Herz am rechten Fleck war, aber ihr Leben darauf setzen wollte sie nicht. Hoffentlich kümmerte sich Ed wenigstens um Zorro und Ty, wie er es ihnen zugesagt hatte.

»Kannst du denn überhaupt klettern?«, sagte Anja dünn hinter ihr.

Woher sollte sie das wissen? Ihre Vergangenheit lag größtenteils nach wie vor im Dunkeln. »Sicher. Sehr gut sogar.« View drehte sich um. »Sonst noch was Wichtiges?«

Trotz des Fiebers sah Stevens Gesichtsfarbe gräulich im matten Mondschein aus. Anja rang sichtlich um Fassung und zupfte nervös an den Verbänden.

»Bitte geh so vor, wie ich gesagt habe. Dann passiert dir auch nichts.« Steven erhob sich mühsam. Es sah aus, als würde er gleich an Ort und Stelle wieder zusammensacken. Er schob sie zum Fenster. »Das Hotel hat Balkone, Simse, Wasserrohre und einige Rettungsleitern. Auch die Rohre sollten dein Gewicht halten, aber wenn sie verrostet sind, na,

also lieber nicht. Ab dem zweiten Stock sind Blumenranken an der Hauswand befestigt. Die halten dich nicht lange, aber um von einem Balkon zum nächsten zu kommen, geht es bestimmt. Geh kein Risiko ein. Prüfe immer sorgfältig, ob etwas dich tragen kann. Falls du nicht weiterkommst, sieh nach, ob eine Balkontür oder ein Fenster auf ist. Dann müsstest du da reinschleichen und vorn zur Tür wieder raus. Wird aber schwierig, wenn der Gast im Zimmer ist. Außerdem könntest du auch den Polizisten in die Arme laufen, also vergewissere dich immer, ob die Luft rein ist. Denk auch dran, wenn du im Garten des Hotels bist. Wie ein Geist, ab durch die Mitte. Noch sind wir im Vorteil. Sie rechnen sicher nicht damit, dass wir oder einer von uns auf diesem Wege verschwindet. Solange sie dich nicht vermissen, suchen sie auch nicht nach dir.«

»Okay.«

»Lass deinen Augen erst einmal Zeit, sich an das Mondlicht zu gewöhnen. Und falls ...«

»Steven.« View umarmte den kräftigen Mann sanft. Er zitterte vor Erschöpfung. »Ich schaff das. Verlasst euch doch ausnahmsweise mal auf mich.« Sie lächelte.

Steven nickte. Ihm schien die Stimme abhandengekommen zu sein. Anja trat neben ihn.

»Wie finde ich euch wieder, ich meine, falls doch etwas schiefgeht?«

»Geheimcode: blinde Kuh.« Anja kicherte nervös und hielt sich die Hand vor den Mund. »Tut mir leid. Ich musste an Flo denken, wie gern er es gespielt hat. Tut mir leid.« Ihr rannen Tränen über die Wangen.

»Das schreibe ich dann in Leuchtbuchstaben ans Marine Building, damit ihr sofort wisst, wenn ich in eine Klapse eingewiesen worden bin. Ihr dürft mich dann befreien.«

Steven grinste und nahm sie nochmals in den Arm. »Du weißt, wo du mich immer finden wirst. Wenn ich noch lebe, werde ich dorthin zurückkehren. Mit Zachary.«

View nickte. Mit Zac. Steven hatte den Namen seines Sohnes betont. Er spürte, wie viel er View bedeutete und dass sie wohl nirgends mehr sein wollte ohne ihn. Egal, wie verrückt es schien, immerhin hatte sie ihn noch nicht einmal gesehen und richtig kennengelernt.

Sie umarmte Anja und öffnete die Schiebetür. Der warme, in dieser Höhe zugleich frische und stete Wind ließ ihr Haar aufflattern. Anja holte rasch ihr Haarband mit dem blauen Schmetterling und reichte es View nach draußen auf den Balkon.

»Alles Glück der Welt. Du schaffst das.«

Steven nahm Anja in den Arm, ließ die Tür einen Spalt geöffnet und zog sich mit ihr ins Zimmer zurück. Nun stand sie allein auf dem Balkon und sah über das Geländer hinab.

Das waren ungefähr zwölf Meter? Es kam ihr eher vor wie ein halber Kilometer. Himmel! Die entfernten Lämpchen längs des Schotterweges schienen zu verschwimmen. Glücklicherweise sah sie keine Menschenseele. View schloss die Lider und sammelte sich. Sie prägte sich ein und überlegte sich, wie sie den Abstieg meistern wollte, drehte sich um und reckte den Daumen nach oben.

Als sie ein Bein über das seitliche Balkongeländer schwang, begann sie zu zittern. Na wunderbar. Sie musste sich konzentrieren, jeder Schritt und jeder Griff musste sicher und fest erfolgen, da konnte sie nervöse Panik weiß Gott nicht gebrauchen.

Ein plötzliches Klopfen und ein dumpfer Ruf ließen sie zusammenfahren.

»Moment, bitte. Ich komme sofort«, sagte Anja laut.

View zögerte keine weitere Sekunde. Sie kletterte über das Geländer und ließ sich daran hinab, ein Vorsprung am Haus stützte ihren Fuß. Sie hangelte sich seitwärts, holte ein wenig Schwung und ließ sich im Vorwärtsschwung

fallen. Ihre Füße kamen auf dem gut zwei Meter tiefer liegenden Balkon auf, doch sie hatte Rücklage und knallte mit dem Steißbein auf den Boden. Sie unterdrückte den Schmerzenslaut und verkroch sich ins Dunkle des Balkons.

Eine leise Stimme stellte eine Frage.

»Sie ist auf der Toilette. Schon eine Weile. Durchfall«, sagte Anja und meinte sicher sie.

Hieß das nun, dass sie Stevens verlassenes Zimmer entdeckt hatten und ihn suchten? Oder einfach eine normale Kontrolle? Derjenige, der dachte, sie lägen alle wie im Koma in den Betten? Oder doch ein guter Cop, der sich um ihre Sicherheit sorgte?

Ein Lichtschein drang durch das Balkongeländer über ihr, dann glitt die Tür kaum hörbar zu und wurde verriegelt. View atmete langsam und zittrig aus. Anja oder Steven hatten offensichtlich glaubhaft gelogen und nun rasch die Tür zum Balkon verschlossen. Weiter!

Nach einem weiteren dunklen Stockwerk, das sie auf dieselbe Art meisterte, waren die Blumenranken an der Wand neben ihrem Balkon in Reichweite. Steven hatte es sich wirklich gut gemerkt, obwohl sie dieses Hotel nur betreten und es seitdem nicht näher betrachtet hatten. Sie stieg wiederum über das seitliche Geländer, hielt sich mit den Händen daran fest und tastete mit der Fußspitze nach einer aus Holzlatten geformten Raute. Sie schob das Rankengewächs beiseite, bis sie sicheren Stand hatte. Durch die Glastür des unter ihr liegenden Balkons drang mattes bläuliches Licht. Verdamm! Der Hotelgast schlief noch nicht, sondern hatte den Fernseher laufen. Er würde sie hören und sehen, wenn sie auf seinen Balkon sprang. Das Holzgitter wirkte robust und stabil verankert. Wohl war ihr nicht bei der Sache, aber sie hatte keine andere Wahl. Sie schlug den anderen Fuß etwas tiefer durch das Grünzeug und fand auch mit den Händen Halt. Jetzt hing sie wie ein Affe mit ihrem ganzen Körpergewicht an

diesem Geflecht und konnte nur hoffen, dass es sich nicht aus der Verankerung lösen würde. Ihr Herz raste, Dornen stachen ihr in die Haut. Bisher hatte sie es vermieden, hinabzusehen. Nun aber tat sie es. Noch gute sechs Meter bis zum Boden. Direkt unter ihr lag ein Blumenbeet, matt beleuchtet durch die kleinen Weglampen. Sie setzte vorsichtig einen Fuß nach dem anderen zwischen die dünnen Holzplatten und fasste mit den Händen nach. So langsam machte sich ein Hochgefühl breit. Sie hatte es tatsächlich fast geschafft. Hatte sie ihr Gefühl, sie wäre mal sportlich aktiv gewesen, nicht getäuscht.

Es knackte plötzlich. View versteifte sich instinktiv und klammerte sich fest, doch nichts geschah. Keine Stiege war unter ihr gebrochen. Was war es dann? Es knackte erneut, ein Ritschen und Ratschen, dann bewegte sich die gesamte Rankenwand. Sie kippte rückwärts ins Leere.

Ihr blieb keine Wahl. Sie sprang ab. Fiel und fiel, bis sie mit Füßen und Händen, dann dem Hintern und Rücken mitten im Blumenbeet aufschlug. Reflexartig riss sie die gestauchten Hände vor das Gesicht, kurz bevor das Holzgitter mitsamt den Rankgewächsen auf sie krachte. Von der Wucht wurde sie auf den Boden gedrückt. Ihr blieb kurz die Luft weg, Dornen und Holzsplitter bohrten sich in ihre Haut. Die Holzranke hatte deutlich mehr Gewicht, als es den Anschein gemacht hatte. Angst ließ View zuerst panisch strampeln, dann beruhigte sie sich. Sie musste sich zusammenreißen, das Gezappel brachte nichts. Sie zog die Knie an, so weit es ging, und stemmte die Holzranke samt Grünwerk mit der Kraft ihrer Oberschenkel hoch. Tief holte sie Luft. Sie war nicht lebendig begraben, doch zum Weghieven des fast so breiten wie hohen Holzgeflechts reichte es niemals. Sie robbte sich auf dem Rücken Stück für Stück unter dem schweren Gebilde hervor.

Als sie sich aufsetzte, erschrak sie. Licht erhellte den Garten, das aus den Hotelzimmern über ihr kam, es

wurden Türen geöffnet, leise Stimmen drangen zu ihr. Kein Wunder. Es musste ordentlich gerumst haben. Nicht mehr lange und Hotelpersonal und andere Leute würden auf sie aufmerksam werden. Sie stand auf, schwankte und lief mit zusammengebissenen Zähnen los. Raus aus dem Garten des Hotels, über eine Straße, durch belebte Passagen, bis sie nicht mehr konnte und nicht mehr wusste, wo sie sich eigentlich befand.



Max liebte es, nachts zu arbeiten. Nachts war er am produktivsten. Nachts hatte sich in seinem Leben beharrlich am meisten ereignet.

Seine Mutter – Satan hab sie selig – war nachts zu ihm ins Bettchen gekrochen und hatte ihm gezeigt, was das Leben für einen parat hielt, wenn man das tat, was Erwachsene wollten. Nachts hatte er später am meisten Geld verdient, um sich sein Studium zu finanzieren. Und des nachts hatte er von diesen wahrhaft wie ein Märchen anmutenden Fähigkeiten dieser besonderen Art der Kristallkinder gehört.

Fast alle Menschen liebten den Regenbogen, doch er, er vergötterte die Schatten, die dunklen Seiten eines Gegenstandes, einer Person oder eines Schauspiels. Die dunkle Seite des Mondes zog ihn magisch an, denn niemand konnte sie beobachten. Dieses Verborgene war besonders – wie der seltene Mondregenbogen. Er bewahrte sich seine Schönheit, verbarg seine Farben vor dem Betrachter. Er zeigte sich nur, wenn die Bedingungen stimmten, er ließ sich weder herbeizaubern noch manipulieren. Und er erschien nur des nachts.

Moonbow.

Der Name war vor seiner Idee für dieses Projekt tief in ihm verwurzelt gewesen. Er wollte kein Regenbogen

sein, den alle sahen und bestaunten. Nein, er war ein Mondregenbogen, der äußerst selten vorkam und den so gut wie niemand jemals zu Gesicht bekam.

Max lehnte sich in seinem Chefsessel zurück, schob die Brille zurecht und begrüßte seinen Mann in Kenia auf dem Bildschirm, der den vierten Feldversuch überwacht hatte. Dieses Mal hatten sie ihn in einem seiner Best-Menu-Läden durchgeführt. Heimlich, versteht sich. Vor wenigen Minuten hatte er den Abschlussbericht aus Afrika übermittelt bekommen. Seine Unruhe, ja ausgesprochene Nervosität, ließ er sich selbstverständlich nicht anmerken. War er endlich am Ziel seiner Träume? Hielt er die Fernbedienung für die Menschenmassen in den Händen?

Der erste Feldversuch vor einigen Monaten war gehörig danebengegangen, obwohl die Computer im Labor Gegenteiliges vorausgesagt hatten. Er hatte ihn in der Nähe des Labors in einem kleinen Dorf im Wald durchführen lassen. Genau genommen war es nicht einmal ein richtiges Dorf, es hatte nur aus einer Handvoll Hütten bestanden, in denen Aussteiger lebten, die eher selten jemand vermisste. Damals hatte er die Abgeschlossenheit und Isolation sowie die geringe Anzahl der Leute als Vorteile angesehen. Vor allem aber, dass die sehr gläubigen und zurückgezogenen Menschen keinen Kontakt zur Zivilisation hatten und somit frei von den heutigen Einflüssen und Neigungen der normalen Gesellschaft waren. So konnte er am besten herausfinden, ob und wie seine Manipulation wirkte. Als erwartete Reaktion würden sie plötzlich losziehen, um in der Stadt in der Nähe eines Best-Menu-Ladens zu leben, um dort ihre neu geweckten Bedürfnisse stillen zu können, sich nicht mehr nur von selbst gebackenem Brot, Früchten und erlegten Tieren zu ernähren.

Verlassen hatten die zwanzig Outsider den Ort tatsächlich, aber nicht, weil sie unbedingt bei Best-Menu einkaufen wollten, sondern weil sie plötzlich erkrankten.

Niemand hatte sich bis dahin für diese Freaks interessiert, doch als die gottesfürchtigen Menschen der Reihe nach das Augenlicht verloren, und ein Wanderer ihre Behauptung, eine Prophezeiung erfülle sich, verbreitete, kam auf einmal Interesse auf. Selbst Journalisten suchten diesen entlegenen Flecken Erde im Coast Mountain Gebirgszug auf. Max meinte sogar, dies könnte der Beginn der weltweiten Hysterie gewesen sein. Denn die erkrankten Jünger glaubten an den Anfang vom Ende, an den Ausbruch einer Art Sintflut, die allen Menschen das Augenlicht raubte, weil niemand mehr wahrhaftig sehen wollte. Eine Strafe Gottes für das, was die Menschheit der Natur, den Tieren und sich seit Jahrhunderten antat.

Völlig plemplem, doch für die sensationsgeilen Medien ein gefundenes Fressen in nachrichtenarmen Zeiten. Für ihn ein furchtbares Fiasko. Schließlich kamen die Neugierigen seinem Labor bis auf wenige Kilometer bedenklich nahe, auch wenn es gut versteckt in den dichten Wäldern Kanadas unterirdisch angelegt war.

Wie er jetzt wusste, verbreitete sich lediglich eine neuartige und gegen herkömmliche Mittel resistente Bindehautentzündung, doch das war ihm egal. Sie würden schon irgendwann ein Gegenmittel finden. Der Hype um die predigenden, erblindeten Outsider verebbte nach und nach, die Krankheit aber blieb und verbreitete sich schleichend. Sollten sie in den Medien daraus machen, was sie wollten. Einen Zusammenhang oder eine Spur zu Best-Menu gab es jedenfalls nicht.

Feldversuch zwei in Tschechien und drei in Chile erzielten nicht die gewünschten Ergebnisse, auch wenn hier und da vereinzelt Erfolge Hoffnung machten, dass er sich auf dem richtigen Weg befand. Sie hatten ihre Forschungen vorangetrieben und für den vierten Versuch signifikante Veränderungen vorgenommen. Zumindest war anscheinend keiner dort erkrankt, sodass die Versuche absolut im

Verborgenen abgelaufen waren. Jetzt, so hoffte er inständig, jetzt musste es geglückt sein.

»Video vier starten«, befahl er seinem Computer.

Sein Mann in Kenia stellte das kleine Team vor Ort vor und zeigte den Supermarkt der Kette. Max spulte langsam vor.

»... sehen Sie eine hiesig bekannte, wohlhabende Familie aus der gehobenen gesellschaftlichen Schicht. Sie wurde durch ein Gewinnspiel auf der Straße, bei dem sie selbstverständlich gewonnen haben, in den Best-Menu Markt gelockt«, sagte die Stimme. Man sah besonders der schwarzen Frau an, dass sie diesen gewöhnlichen Supermarkt sonst nicht betreten hätte. Sie gehörte eher der Sorte Menschen an, die sich ihr Essen von einem Sternekoch persönlich einkaufen, zubereiten und servieren ließ. Doch einem funkelneuen deutschen Mercedes der neuen Edition der S-Klasse waren sie wohl doch nicht abgeneigt. Er hatte gezielt darauf bestanden, Personen in den unterschiedlichsten Gesellschaftsschichten zu testen. Und selbst in Afrika gab es Menschen mit Schotter.

Die beiden Kinder sahen sich zwar neugierig im Eingangsbereich in den Regalen um, die Eltern allerdings gingen eher steif den gewiesenen Weg bis zum Gewinnschalter. Die Waren schienen sie nicht im Mindesten zu interessieren. Der junge Mann mit den Losen machte sie auch nicht glücklich, vielmehr stinkwütend, als er ihnen eröffnete, dass sie den Wagen nicht gewonnen hatten, sondern nur in den Lostopf für die Endauslosung gehüpft waren, und sie bei ihm nun den Schein für die Teilnahme ausfüllen sollten. Max neigte sich am Bildschirm weiter nach vorn. Es wurde interessant.

»Gleich sehen Sie die Wirkung unseres Duftes *Smell*.«

Und ob! Max klatschte einmal begeistert in die Hände. Die Kinder liefen in eine Richtung davon, die Eltern sahen sich verwirrt um, als suchten sie etwas. Die Frau

sagte etwas Bestimmendes, ihre rot geschminkten Lippen pressten sich aufeinander, und sie hob den Kopf. Warum das Video gerade jetzt keinen Ton übermittelte, war Max schleierhaft, da hatte die Technik in Afrika wohl versagt, aber was er sah, genügte ihm. Der Mann nickte mit einem zustimmenden Lächeln und sie schlenderten zum ... zur ... ha! Fischtheke und kauften tatsächlich ein Kilo der japanischen Spezialität Fugu, was sie wohl ohne Beeinflussung niemals getan hätten – in diesem Moment, in diesem Supermarkt und ohne Kühltasche bei der Hitze. Plötzlich setzte der Ton wieder ein. Die Kinder standen an der Theke und bewunderten in fremder Sprache lauthals die toten Fische. Was hatten Sechsjährige an der Fischtheke zu suchen? Man würde sie normalerweise bei den Süßwaren wiederfinden. Sie forderten ihre Eltern offensichtlich auf, auch für sie ein paar kleine Fische zu kaufen. Max grinste.

Der kleine Smell empfing eine Flut an Informationen durch seine Nase, unendlich viel mehr als Max mit seinen hunderttausend Shannon. Sie hatten es nach Jahren intensiver Forschung endlich geschafft, den Supersinn des Jungen zu analysieren. Allerdings empfingen sie keine Daten durch einen Duft, sondern sie sendeten. Sie konnten nun gewünschte Informationen übertragen. Sie weckten vorher nicht dagewesene Begierden.

Hahaha, er könnte im Kreis tanzen vor Freude. Von dem Augenblick an, in dem er von der Existenz solch einer Gabe erfuhr, hatte er gewusst, dass er damit nach den Sternen greifen konnte. Fünfzehn Jahre hatte er gebraucht, seinen Traum in die Realität umzusetzen. Eine lange Zeit, von der er aber von Anfang an gewusst hatte, dass es sich lohnte, sie zu investieren.

»Einsatz von Hear.«

Eine sehr leise, bewegende Musik setzte ein. Eher Beethoven als Frédéric Chopin und doch unbekannt und undefinierbar, ein Transportmittel von innigsten

Wünschen. Hears Gabe, nur auch hier umgedreht. Die Melodie und die mit ihr übertragenen Einflüsse machten Lust auf Entspannung. Wesentlich mehr, als es schon normale Musikeinflüsse vermochten. Die Familie beriet sich kurz am Schalter des supermarktinternen Reisebüros Best-Fly und buchte einen langen Urlaub in die USA. Max traute seinen Augen kaum. Obwohl er seit Jahren an nichts anderem forschen ließ, war es dennoch verblüffend, eine solche Reaktion bei Menschen mitzuerleben.

Nach dem Video hatte er innerhalb einer Stunde alle Daten der Gesamtauswertung überflogen. Er war mehr als zufrieden. Arme waren schwieriger zu manipulieren als Reiche. Den Wohlhabenden war es fast egal, wofür sie ihr Geld ausgaben. Leute mit wenig Geld, die sparen mussten, waren es allerdings gewohnt, der Verlockung nach etwas Leckerem, etwas Neuem, etwas Teurem, etwas Außergewöhnlichem zu widerstehen. Dennoch lag die Erfolgsquote in Kenia bei Smell und Hear bei über dreißig Prozent. Touch und Taste würden bessere Ergebnisse erzielen und View würde alle Erwartungen übertreffen, davon war er überzeugt.

Nur noch wenige Tage und er konnte mit der langsamen Eroberung der menschlichen Gelüste und der Steuerung ihres Konsumverhaltens beginnen. Niemand würde ihm auf die Schliche kommen, denn Musik in einem normalen Supermarkt zu spielen, war schließlich üblich. Gerüche nach Meer, Strand und Urlaub oder bestimmten Waren zu verbreiten, um den Kunden zu verlocken, seit Jahren an der Tagesordnung. Mit Licht manipulierte man Kunden, ebenso durch Probierhäppchen, bestimmte Geräusche oder gezielte Werbung. Nichts anderes tat auch er und würde damit nicht auffallen.

Die mit ihm konkurrierenden Konzerne würden immer mehr Marktanteile verlieren und nach und nach in Konkurs gehen. »Layla! Champagner!«

Die Leseprobe hat dir gefallen?
Hol dir das E-Book in einem der
zahlreichen, bekannten Onlineshops.

Viel Spaß beim Weiterlesen.



Moonbow 2

Stephanie Maden

Hand
in
Hand

View flieht weiterhin vor den Jägern der Geheimorganisation Moonbow. Nur äußerst knapp entkommt sie mit Stevens Hilfe dem gnadenlosen Bloodhound.

Ihre Erinnerungen kehren nur tröpfchenweise zurück. Angst vor dem, was View vielleicht weltweit ausgelöst hat und Trauer um viele ihrer kurzzeitigen Gefährten, lähmen sie. Doch sie muss sich erinnern, um zu verstehen. Wenn Zac ihr bloß immer noch den Weg weisen könnte.

Als Freunde ihr nicht mehr weiterhelfen können, macht sie sich allein auf den Weg zurück an den Ort, den sie sich geschworen hat, niemals wieder aufzusuchen – das Laboratorium.

View ist sich bewusst, dass auch sie die Augen für etwas öffnen muss, was sie nicht wahrhaben will.